

## Dritter Teil: Störtebeker und das Meer



# XI. Erzähltradition

## 1. Entstehungskontext des Mythos: Piraterie im 14. und 15. Jahrhundert

Die Entstehung des Mythos von Klaus Störtebeker fällt ins frühe 15. Jahrhundert.<sup>1</sup> Schon kurz nach seiner angeblichen Hinrichtung in Hamburg um 1400 waren Geschichten über ihn im Umlauf, die von den Lübecker Chronisten Hermann Körner und Johann Rode in der sogenannten Rufus-Chronik in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts aufgezeichnet wurden.<sup>2</sup> Hamburger Schiffer trafen 1473 auf einen Piraten, der sich Störtebeker nannte. Auch wenn die Hamburger keine Kenntnis von dessen historischem Vorbild hatten, nimmt Matthias Puhle dies als Beleg dafür, dass der Mythos zumindest unter Seeräubern verbreitet war.<sup>3</sup> Erst 1519 lobte der Hamburger Chronist Albert Krantz seine Vaterstadt für den Sieg über Störtebeker.<sup>4</sup> Die Überlieferung des Mythos in der Populärkultur lässt sich mit dem 1551 gedruckten *Schön Lied von Störtzebecher und Gödiche Michael* nachweisen.<sup>5</sup> Darin wird von den Raubzügen und Trinkgelagen der Piraten erzählt und davon, wie die Hamburger Streitkräfte um den gefeierten Admiral und späteren Bürgermeister Simon von Utrecht die gefährlichen Feinde besiegten. Störtebeker und Gödeke Michels werden hier zu ‚stolzen Helden‘ gemacht, wodurch der Hamburger Sieg über diese umso glorreicher erscheinen konnte. Die Strategie der Heroisierung dieses Gegners wurde in Hamburg immer gern benutzt, wenn die Gefahr der Piraterie erneut aufflammte, z. B. im 16. Jahrhundert<sup>6</sup> und insbesondere, als im 17. Jahrhundert der hamburgische Handel im Mittelmeer durch nordafrikanische Piraten bedroht wurde.<sup>7</sup> Jörgen Bracker beschreibt, wie im Jahr 1662 der Grabstein des fast vergessenen Seehelden Simon von Ut-

<sup>1</sup> Vgl. Rainer Postel: Der Pirat, der Volksheld und der Kopf unter dem Arm, in: Ralf Wiechmann u. a. (Hg.): Klaus Störtebeker. Ein Mythos wird entschlüsselt, München 2003, S. 61–77, hier S. 63.

<sup>2</sup> Vgl. Matthias Puhle: Die Vitalienbrüder. Klaus Störtebeker und die Seeräuber der Hansezeit, Frankfurt am Main/New York<sup>3</sup> 2012, S. 162.

<sup>3</sup> Vgl. Puhle: Vitalienbrüder, S. 161. Postel merkt an, dass dieses Beispiel „eher für die Bekanntheit des Namens“ spricht, als dass die Unkenntnis der Hanseaten sie widerlege. Postel: Der Pirat, S. 63.

<sup>4</sup> Vgl. Wilfried Ehbrecht: Die Ereignisse von 1400/1401/1402 in den Quellen, in: ders. (Hg.): Störtebeker. 600 Jahre nach seinem Tod, Trier 2005, S. 35–56, hier S. 53.

<sup>5</sup> Ein schön Lied von Störtzebecher und Gödiche Michael. Wie sie so schendtlich geraubt haben, Nürnberg 1551. Digital archiviert von der Staatsbibliothek Berlin auf: resolver.staatsbibliothek-berlin.de/SBB000152F000000000, 7. September 2015.

<sup>6</sup> Vgl. Postel: Der Pirat, S. 63.

<sup>7</sup> Zur Reaktion der Hamburger auf die Piraterie im 17. Jh. vgl. Carsten Prange: Hamburg und die Barbaresken. Herausforderungen der Hamburger Kaufahrer durch die Korsaren, in: Jörgen Bracker (Hg.): Gottes Freund – Aller Welt Feind. Von Seeraub und Konvoifahrt. Störtebeker und die Folgen, Bremen 2001, S. 152–174.

recht erneuert und mit einer Inschrift versehen wurde, die dazu aufruft, den Taten der Vorfahren zur Ehre der Stadt nachzueifern,<sup>8</sup> und wie im Erinnerungsdiskurs dieser Zeit „die Gefährlichkeit der gegnerischen Piraten noch weiter gesteigert wurde, um den Sieg des Jahres 1400 in die Nähe eines mythischen Ereignisses zu rücken.“<sup>9</sup> Die Erinnerung an den Sieg der Ahnen über die Piraten taugte offensichtlich gut zur moralischen Erbauung und zur patriotischen Mobilisierung.<sup>10</sup> Gregor Rohmann schreibt, dass „Klaus Störtebeker als Figur der Kriegspropaganda Jahrhunderte nach seinem Tod in Hamburg zum mythischen Staatsfeind Nr. 1“<sup>11</sup> wurde. Der Mythos von Störtebeker erzählt davon, wie dieser von den Hamburgern vor Helgoland gestellt, besiegt und gefangengenommen wurde. Berühmt ist die Erzählung, wie er mit dem Rat der Stadt die Abmachung trifft, dass all seine Gefährten, an denen er nach seiner Enthauptung ohne Kopf vorbeilaufe, begnadigt würden. Je nach Überlieferung schafft er es, an elf oder fünf seiner Getreuen vorbei zu laufen, bevor ihn der Henker oder eine Frau aus der Menge zum Straucheln bringt.<sup>12</sup>

Jenseits der mythischen Erzählung lässt sich jedoch, anders als bei Robin Hood, eindeutig ein historischer Kontext rekonstruieren, aus dem die als *fratres vitalienses*, ‚Vitalienbrüder‘, bezeichneten Freibeuter und mit ihnen der Mythos von Störtebeker hervorgegangen sind. Der Name ‚Vitalienbrüder‘ leitet sich von französischen Söldnern ab, den sogenannten ‚vitaillieurs‘, die im Hundertjährigen Krieg gegen England nicht für Sold kämpften, sondern ihren Lebensunterhalt aus der Kriegsbeute selbst bestritten.<sup>13</sup> Die Entstehung einer Organisation unabhängiger Vitalienbrüder als Fehdshelfer zur See nahm ihren Ausgangspunkt Ende des 14. Jahrhunderts in den Kriegswirren und machtpolitischen Auseinandersetzungen im Ostseeraum zwischen Dänemark-Norwegen und Schweden-Mecklenburg sowie der Hanse. Letztere war ein mächtiger Verbund von Handelsstädten, die sich vor allem im Heiligen Römischen Reich, insbesondere in Norddeutschland, aber auch darüber hinaus in anderen Teilen Europas, organisato-

---

<sup>8</sup> Vgl. Jörgen Bracker: Von Seeraub und Kaperfahrt im 14. Jahrhundert, in: ders. (Hg.): Gottes Freund, S. 6–35, hier S. 26.

<sup>9</sup> Jörgen Bracker: Störtebeker, der Ruhm der Hanseaten, in: ders. u. a. (Hg.): Die Hanse. Lebendwirklichkeit und Mythos. Textband zur Hamburger Hanse-Ausstellung von 1989, Lübeck 2006, S. 872–879, hier S. 874.

<sup>10</sup> Vgl. Jörgen Bracker: Störtebeker – Nur einer einer von ihnen. Die Vitalienbrüder und ihre Geschichte, in: Wiechmann u. a. (Hg.): Störtebeker. Ein Mythos, S. 9–59, hier S. 40.

<sup>11</sup> Gregor Rohmann: Klaus Störtebeker und die Vitalienbrüder, in: Johannes Fried / Olaf B. Rader (Hg.): Die Welt des Mittelalters. Erinnerungsorte eines Jahrtausends, München 2011, S. 246–260, hier S. 251–252.

<sup>12</sup> Vgl. Postel: Der Pirat, S. 75.

<sup>13</sup> Vgl. Rohmann: Störtebeker und die Vitalienbrüder, S. 257. Vgl. auch Bracker: Seeraub, S. 13, S. 34.

risch zusammengeschlossen hatten, um ihre ökonomischen Interessen gegen dynastische Herrscherhäuser durchzusetzen.<sup>14</sup>

Margarete I., Herrscherin von Dänemark und Norwegen, unternahm, ermutigt vom schwedischen Adel, der mit seinem König Albrecht III. aus dem Haus Mecklenburg unzufrieden war, 1388 den Versuch, Schweden zu erobern und in ihr nordisches Reich einzugliedern. Bis auf Stockholm, das dem König loyal ergeben war und daraufhin vom dänischen Heer belagert wurde, fiel ihr das Land nahezu kampflos zu. Als Albrecht III., der auch das Herzogtum Mecklenburg regierte, schließlich mit seinem Heer in Schweden landete, wurde er von Margaretes Truppen bei Falköping vernichtend geschlagen, gefangen und zusammen mit seinem Sohn Erich eingekerkert. Da sein Neffe, der Nächste in der dynastischen Erbfolge, noch unmündig war, übernahm Herzog Johann I. von Mecklenburg-Stargard die Regentschaft. Johann sah sich nun vor die Probleme gestellt, seinen inhaftierten Verwandten, den rechtmäßigen schwedischen König, zu befreien, der belagerten Stadt Stockholm Unterstützung zukommen zu lassen und eine neue Armee aufzustellen, um das Königreich Schweden für das Haus Mecklenburg zurückzuerobern. Wegen des missglückten Feldzugs Albrechts III. bestand jedoch sowohl an Geld als auch an Truppen akuter Mangel. Da das Haus Mecklenburg schon in der Vergangenheit auf Kaperkrieg gegen Dänemark gesetzt hatte, erging der Aufruf, dass die mecklenburgischen Häfen Wismar und Rostock „für alle, die das Reich Dänemark schädigen wollen“,<sup>15</sup> offenstehne und sie mit Kaperbriefen ausgestattet werden würden. Dies lockte zahlreiche ausgestoßene und abenteuerlustige Menschen an, die ihr Glück auf dem Meer suchen wollten. Aber auch die mecklenburgische Ritterschaft und verarmte Adelige erkannten darin ein Profit versprechendes Unternehmen, das mit dem „religiösen Pathos des Aufrufs, einen veritablen König aus den Fängen der dänischen Königin Margarete zu befreien“,<sup>16</sup> legitimiert wurde. Die fürstlichen Kaperbriefe gaben den Tätigkeiten der Freibeuter eine legale, kriegsrechtliche Grundlage. In dieser Hinsicht müssen die Vitalienbrüder von gewöhnlichen Seeräubern unterschieden werden. Sie waren keine Piraten, da sie politisch kommissioniert waren, aber sie waren weder Teil einer regulären Kriegsmarine, noch Söldner, da sie nicht bezahlt wurden, sondern sich mit Kaperungen selbst versorgten: „Am ehesten kann man die Vitalienbrüder als Kaperer im Auftrag der mecklenburgischen Landesherrschaft und Unternehmer in eigener Sache bezeichnen.“<sup>17</sup>

---

<sup>14</sup> Einen Überblick über die Geschichte der Hanse gibt Phillippe Dollinger: Die Hanse, Stuttgart 1998.

<sup>15</sup> Zit. n. Matthias Puhle: Die Vitalienbrüder – Söldner, Seeräuber?, in: Ehbrecht (Hg.): Störtebeker. 600 Jahre, S. 15–21, hier S. 17.

<sup>16</sup> Bracker: Nur einer, S. 21.

<sup>17</sup> Puhle: Vitalienbrüder – Söldner, Seeräuber, in: Ehbrecht (Hg.): Störtebeker. 600 Jahre, S. 15–21, hier S. 18.

Der mecklenburgischen Strategie war kein eindeutiger Erfolg beschieden. In der Tat konnte der Belagerungsring um Stockholm 1391 von einer Vitalierflotte vom Meer aus durchbrochen und die Stadt mit Lebensmitteln und Nachschub versorgt werden. Die Befreiung König Albrechts gelang jedoch nicht, und es entwickelte sich ein zäher Kaperkrieg, der den Handel auf der Ostsee zeitweise fast völlig zum Erliegen brachte. Diese Situation wurde von den Hansestädten – mit Ausnahme von Rostock und Wismar, die von dem billigen Kapergut profitierten – beklagt. In dieser unübersichtlichen und politisch vertrackten Situation entglitt den Mecklenburgern mehr und mehr die Kontrolle über die von ihnen angeheuerten Vitalier. Nach dem von der Hanse vermittelten Friedensschluss zwischen Margarete und dem Haus Mecklenburg 1395 machten die Vitalienbrüder einfach ohne Kaperbriefe weiter. Sie hatten sich bereits als eigenständiger Machtfaktor im Ostseeraum etabliert. Als Stützpunkt diente ihnen die Insel Gotland vor der schwedischen Küste, die sie im Jahr zuvor erobert hatten. Mit Gotland als territorialer Basis waren die Vitalienbrüder in diesen Jahren auf dem Höhepunkt ihrer Macht.<sup>18</sup> Sie konnten sich dort bis 1398 halten, als der Deutsche Orden sie schließlich von dort vertrieb, um dem Seeräuberunwesen auf der Ostsee ein Ende zu bereiten. Danach verlagerten sich ihre Aktivitäten in die Nordsee, wo sich die verschiedenen Gruppen der Vitalier je nach Bedarf mit den Grafen von Holland oder Oldenburg oder friesischen Häuptlingen verbündeten und sich teilweise sogar gegenseitig bekämpften. Ausgehend von ihren Stützpunkten in Friesland und auf der Insel Helgoland wurde vor allem der Handel mit England empfindlich gestört. Hamburg und Bremen, die durch die Piraten quasi vor ihrer Haustür am meisten littten – obwohl sie diese offensichtlich zeitweise auch unterstützten, indem sie ihre Häfen als Warenumschlagsplatz anboten<sup>19</sup> – unternahmen zahlreiche Bemühungen, den Seeraub zu unterbinden und rüsteten schließlich eine Flotte aus, die zwischen 1400 und 1402 erfolgreiche Expeditionen gegen die Vitalienbrüder durchführte.

Der massive Zulauf zu den Vitalienbrüdern wird häufig mit sozialen Unruhen und den häretischen Bewegungen im 14. Jahrhundert in Zusammenhang gebracht. Bracker weist auf die Verfolgung der Waldenser in Brandenburg und Pommern und den Kampf der Inquisition gegen die Anhänger John Wyclifs in Dänemark hin.<sup>20</sup> An anderer Stelle zeigt er, dass „aus dem Potential der Aufrührer bei den Ratsunruhen und ‚Schichten‘ vor und nach der Jahrhundertwende scharenweise die Verfesteten zu den Vitalienbrüdern übergingen“.<sup>21</sup>

Puhle stellt die Entstehung des mittelalterlichen, „besitzlosen und im Grunde auch rechtlosen Stadtproletariats“ dar, das ein großes Unruhepotential barg, und vermutet, dass der Aufruf zum Kaperkrieg gegen Dänemark für diese Unter-

<sup>18</sup> Vgl. Bracker: Nur einer, S. 24.

<sup>19</sup> Vgl. Bracker: Ruhm der Hanseaten, S. 875.

<sup>20</sup> Vgl. Bracker: Nur einer, S. 58.

<sup>21</sup> Bracker: Ruhm der Hanseaten, S. 875.

schicht eine verlockende Möglichkeit dargestellt haben musste.<sup>22</sup> Die Bezeichnung ‚Likedeeler‘ (Gleichteiler), wie die Vitalienbrüder auch genannt wurden, legt ein soziales Reformprogramm nahe. Puhle wirft die Frage auf, ob in der Gemeinschaft der Vitalienbrüder ein genossenschaftliches Gegenmodell zur hierarchischen Gesellschaftsordnung entstand, das von den Herrschenden als Bedrohung angesehen wurde.<sup>23</sup> An anderer Stelle mutmaßt er, ob hier bereits „die 1789 von der Französischen Revolution erhobenen Forderungen nach Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in einer vergleichsweisen kleinen Gruppe von gesellschaftlichen Außenseitern gewissermaßen vorweggenommen und vorgelebt worden“ sind.<sup>24</sup> Doch Puhle gibt zu, dass wir über „möglicherweise kursierende soziale und politische Gegenentwürfe zur patrizisch beherrschten Ordnung der Städte“ wenig wissen.<sup>25</sup> Trotz historischer Unklarheiten ist er sich aber sicher, dass sich die breite Masse der Bevölkerung mit den Helden Störtebeker und Gödeke Michels identifizierte, denen eine gesellschaftliche Rolle als Robin Hood der Meere zugeschrieben wurde: „Die Reichen bestehlen, um es den Armen zu geben, das war und ist eine Botschaft, die in einer Gesellschaft mit starker sozialer Ausdifferenzierung und untergehendem Deutungsmonopol der Kirche gut ankommt.“<sup>26</sup> Auch Ehbrecht ist davon überzeugt, dass sich in dem Mythos von Störtebeker in diesem Sinn „Kritik an sozialen und religiösen Missständen“ ausdrückt.<sup>27</sup>

## 2. *Die Frage nach der historischen Person*

Der historische Kontext, aus dem die Piraterie auf Ost- und Nordsee und der Mythos Störtebeker hervorgegangen sind, lässt sich rekonstruieren. Unklar ist jedoch, welche historische Person mit den Erzählungen gemeint sein könnte. Gesichertes historisches Wissen über Störtebeker ist düftig, so dass nicht einmal genau klar ist, in welchem Jahr genau – wenn überhaupt<sup>28</sup> – Störtebeker auf dem Hamburger Grasbrook hingerichtet wurde.<sup>29</sup> Der Hanse-Historiker Karl Koppmann war der erste, der in den 1870er Jahren versucht hat, das Geflecht aus Mythos und Geschichte zu entwirren,<sup>30</sup> doch bis heute diskutiert die Forschung über die spärlichen Hinweise aus den Archiven, die sich mit Störtebeker in Verbindung bringen lassen.

<sup>22</sup> Puhle: Vitalienbrüder, S. 151.

<sup>23</sup> Vgl. Puhle: Söldner, Seeräuber, S. 16.

<sup>24</sup> Puhle: Vitalienbrüder, S. 153.

<sup>25</sup> Ebd., S. 151.

<sup>26</sup> Puhle: Söldner, Seeräuber, S. 16.

<sup>27</sup> Wilfried Ehbrecht: Störtebeker – 600 Jahre nach seinem Tod. Einführung, in: ders. (Hg.): Störtebeker. 600 Jahre, S. 1–14, hier S. 12.

<sup>28</sup> Vgl. Rohmann: Störtebeker und die Vitalienbrüder, S. 259.

<sup>29</sup> Vgl. Postel: Der Pirat, S. 61.

<sup>30</sup> Vgl. ebd., S. 74.

Historisch belegt ist, dass es einen Piratenkapitän mit dem Namen Störtebeker gegeben hat, der in einer englischen Klageakte von 1405, in der 36 Schadensfälle zwischen 1393 und 1405 aufgelistet sind, ohne Vornamen erwähnt wird.<sup>31</sup> Häufig wird ein 1380 im Wismarer Verfestungsbuch genannter ‚Nicolao Stortebeker‘ mit ihm in Zusammenhang gebracht.<sup>32</sup> Dass damit tatsächlich die historische Person ausfindig gemacht worden sei, wird durch die Verbindung der Vitalienbrüder zu Mecklenburg<sup>33</sup> und den Vornamen Klaus, als Verkürzung von Nikolaus/Nicolao, der ihm später von den Chronisten zugeschrieben wurde, begründet.<sup>34</sup> Da der Heilige Nikolaus als Patron der Seefahrer gilt, war jedoch der Name Klaus in Norddeutschland weit verbreitet und auch der Nachnahme Störtebecker ist bis heute verbreitet.<sup>35</sup> Gregor Rohmann identifiziert hingegen den Danziger Kapitän Johann Stortebeker, der als Kauffahrer, Söldner und Fehdehelfer zwischen 1405 und 1413 nachgewiesen werden kann, als Vorbild der mythischen Figur. Tatsächlich bestätigen die Quellen, dass Graf Albrecht von Holland im Jahr 1400 einer Gruppe Vitalienbrüder, darunter ein Johann Stortebeker, Kaperbriefe ausstellte.<sup>36</sup> Rohmann stellt die These auf, dass es sich bei dem Danziger Schiffer, der 1405 wegen Schmuggel angeklagt wurde, bei dem vom holländischen Grafen angeworbenen Vitalier und bei dem in der englischen Klageschrift erwähnten Seeräuber um dieselbe Person handle. Das würde bedeuten, dass er nicht in Hamburg hingerichtet wurde, sondern „bis mindestens 1413 in Nord- und Ostsee als Gewaltunternehmer aktiv“ war.<sup>37</sup> Da, wie bereits angemerkt, die Vitalienbrüder keine gewöhnlichen Piraten, sondern häufig mit Kaperbriefen ausgestattete Kriegspartei waren, scheint der Schluss, den Rohmann aus seiner Forschung zieht, plausibel: „Zu keinem Zeitpunkt seiner Laufbahn scheint er zum *outlaw* geworden zu sein. Vielmehr war er Geschäftsmann, wenn auch in einer zwielichtigen Branche.“<sup>38</sup> Rohmann sieht ihn als exemplarisch an für die Situation im 14. und 15. Jahrhundert, in der die Unterscheidung zwischen Raub und legitimer Kaperei noch nicht etabliert war. Erst mit der Durchdringung des Meeres als Rechtsraum seien die selbstständigen Gewaltunternehmer zunehmend zu Gesetzlosen erklärt worden, aber diese Entwicklung habe jenen Johann Stortebeker noch nicht betroffen.<sup>39</sup> Es ist gut möglich, dass dessen Vorname im Laufe der Überlieferung falsch weitergegeben wurde. Hans Leip erklärt in seiner Geschichte der Piraterie, dass es sich bei

<sup>31</sup> Vgl. Ehbrecht: Ereignisse/Quellen, S. 38.

<sup>32</sup> Ebd., S. 35

<sup>33</sup> Vgl. Rohmann: Störtebeker und die Vitalienbrüder, S. 258.

<sup>34</sup> Vgl. Puhle: Vitalienbrüder, S. 148.

<sup>35</sup> Vgl. Suchanfrage „Störtebecker“ bei Geogen 4.1. (elektronische Nachnamenverbreitungskarte auf Basis von Telefonbuchdaten), auf geogen.stoepel.net, 26. Mai 2018.

<sup>36</sup> Vgl. Rohmann, Störtebeker und die Vitalienbrüder, S. 258–259. Vgl. auch Bracker: Nur einer, S. 52.

<sup>37</sup> Rohmann: Störtebeker und die Vitalienbrüder, S. 259.

<sup>38</sup> Ebd. (Hervorh. i. Orig.).

<sup>39</sup> Vgl. ebd., S. 259–260.

Johann um den Bruder von Klaus Störtebeker gehandelt habe.<sup>40</sup> Da es in den Quellen keinen Hinweis auf einen Bruder gibt, muss dies als reine Spekulation angesehen werden. Wie bereits für den Fall Robin Hood bemerkt, spielt jedoch die tatsächliche Historizität der Figur für eine literaturwissenschaftliche Analyse eine untergeordnete Rolle. Für meine Fragestellung ist es weniger von Interesse, ob die Figur auf eine historisch nachweisbare Person zurückzuführen ist, als vielmehr, welche Vorstellungen durch die mythische Erzählung über eine Figur zum Ausdruck kommen.

### 3. Die Heroisierung Störtebekers

Dass mythische Erzählungen über die Piraterie in Nord- und Ostsee um 1400 sich ausgerechnet an die Figur Klaus Störtebekers heften, erscheint bis heute rätselhaft. In zeitgenössischen Quellen werden andere Kapitäne, wie z. B. Gödeke Michels, als herausragende Anführer der Vitalienbrüder genannt.<sup>41</sup> In dem *Lied von Störtzebecher und Gödiche Michael* von 1551 werden beide noch gleichberechtigt nebeneinander aufgeführt und auch noch das Singspiel *Störtebecker und Jödge Michaels* von Reinhard Keiser, das 1701 zum 300jährigen Jubiläum des Sieges über die Seeräuber in Hamburg uraufgeführt wurde, nennt die beiden Vitalierkapitäne gemeinsam im Titel.<sup>42</sup> Postel meint allerdings, dass bereits durch die Nennung Störtebekers vor Michels die Gewichtung der beiden Figuren verschoben werde.<sup>43</sup> Im Laufe der Tradierung wurde die Bedeutung von Gödeke Michels immer geringer und in neueren Versionen des Mythos erscheint er zumeist nur als Nebenfigur. Puhle bemerkt: „In der nach ihren Lebzeiten einsetzenden Legendenbildung musste Godeke Michels, der eigentlich Bedeutendere, weit hinter Klaus Störtebeker zurückstehen.“<sup>44</sup> Dass Störtebeker im Nachhinein durch die mythische Erzählung zum Oberhaupt der Vitalienbrüder wurde, erklärt Bracker damit, dass Gödeke Michel den Hamburgern bei der Kampagne gegen die Piraten vor Helgoland entwischt war. Dem Publikum soll nun bei der Hinrichtung der Name Störtebekers als Ersatz präsentiert worden sein und in der Folge wurde Gödeke Michels Ruhm von der Mythisierung Störtebekers als Protagonist der Ereignisse überstrahlt.<sup>45</sup> Brackers Ausführungen sind jedoch reine Spekulation, denn es sind keine Namenslisten von der Hinrichtung erhalten und es gibt, wie

<sup>40</sup> Vgl. Hans Leip: Bordbuch des Satans. Eine Chronik der Freibeuterei vom Altertum bis zur Gegenwart, München 1959, S. 77.

<sup>41</sup> Vgl. Postel: Der Pirat, S. 61 und Bracker: Nur einer, S. 54.

<sup>42</sup> Reinhard Keiser: Störtebecker und Jödge Michaels, Hamburg 1707. Digital archiviert von der Staatsbibliothek Berlin auf: digital.staatsbibliothek-berlin.de/werkansicht/?PPN=PPN684430959 (Erster Teil) und digital.staatsbibliothek-berlin.de/werkansicht/?PPN=PPN684431270 (Zweiter Teil), 9. September 2015.

<sup>43</sup> Postel: Der Pirat, S. 64.

<sup>44</sup> Puhle: Vitalienbrüder, S. 159.

<sup>45</sup> Vgl. Bracker: Nur einer, S. 54.

bereits gezeigt, keinen Beleg dafür, dass ein Störtebeker sich überhaupt unter den in Hamburg hingerichteten Vitalienbrüdern befand. Puhle macht für die Entstehung des Störtebeker-Mythos die Chronisten des 15. und 16. Jahrhunderts verantwortlich, die im Gegensatz zu den zeitgenössischen Quellen die Namen Störtebeker und Wichmann als Anführer der Vitalienbrüder bei der Schlacht von Helgoland nennen.<sup>46</sup> Die Chronisten schmückten die Geschichtserzählung mit immer weiteren Details aus, die immer phantastischer wurden. Welchen Einfluss genau diese chronistischen Erzählungen auf die sich verselbständigen populären, mythischen Geschichten hatten, lässt sich jedoch nicht mehr rekonstruieren.<sup>47</sup>

Festhalten lässt sich, dass das Material, das uns als Mythos heute vorliegt, sich aus disparaten Geschichten zusammensetzt, die sich teilweise widersprechen und deren historisch gesichertes Fundament äußerst gering ist. Durch die Ungewissheit der historischen Faktenlage war das Material offen für Umdeutungen. Die Tradierung des Störtebeker-Mythos entglitt so schließlich den Hamburgern, und ihre Darstellungsweise vom glorreichen Sieg gegen die Piraten kehrte sich um. Bei Ehbrecht heißt es: „Störtebekers Name und die paradoxe Weise wenigen Zeugnisse, seine vorgeblichen Schätze und sein Tod machten ihn zum Gegenstand alltäglichen Erzählens und stilisierten ihn entgegen der hansischen Überlieferung in die Nähe eines ‚guten Helden‘“.<sup>48</sup>

Rohmann macht deutlich, dass die Genese des mythischen Störtebeker keineswegs bei seiner Darstellung als guter Gesetzloser ihren Ausgangspunkt nimmt, sondern er als Erzschurke erscheint, der von den Hamburgern seiner gerechten Strafe zugeführt wird.<sup>49</sup> Rohmann stellt dar, wie die Chronisten der frühen Neuzeit „die zunächst nur vage umrissene Sagengestalt mit Stereotypen aus dem antiken Dionysos-Mythos ausgestalteten.“<sup>50</sup> Elemente wie Trinkfreudigkeit, Regel-

---

<sup>46</sup> Vgl. Puhle: Vitalienbrüder, S. 162.

<sup>47</sup> Vgl. ebd..

<sup>48</sup> Ehbrecht: Einführung, S. 11.

<sup>49</sup> Vgl. Rohmann: Störtebeker und die Vitalienbrüder, S. 252. Rohmann widerspricht jedoch vehement der Annahme, Störtebeker sei als ‚deutscher Robin Hood‘ anzusehen und wendet sich explizit gegen Hobsbawms These vom Sozialbanditen. Laut Rohmann äußert sich im Bild des edlen Räubers keineswegs das Bewusstsein der Unterdrückten. Das kann so durchaus zur Diskussion gestellt werden, doch mit der Begründung, die er dafür liefert, liegt er falsch: „Robin Hood ist eher eine Erfindung des aufstrebenden Bürgertums im 18. und 19. Jahrhundert“ (ebd., S. 254). Woher er diese Behauptung nimmt, ist völlig schleierhaft, da er keinerlei Referenz anführt. Möglicherweise meint er damit Ritsons Versuch, Robin Hood in die Tradition der bürgerlich-republikanischen Revolution zu stellen. Im vorherigen Kapitel wurde gezeigt, dass die Forschung sich darüber streitet, ob die Entstehung des Robin-Hood-Mythos im 13. oder 14. Jahrhundert zu verorten ist, was von Rohmann völlig ignoriert wird. Trotz seiner Falschbehauptung und seiner Ignoranz gegenüber den Erkenntnissen der Robin-Hood-Forschung kann er zum Thema Störtebeker einige äußerst erhellende Punkte beitragen.

<sup>50</sup> Ebd., S. 254.

überschreitung und „Zerstörung der Normen im Zeichen der urwüchsigen Freiheit“ bilden den „Nukleus der Mythengenese“.<sup>51</sup>

Eine Zusammenstellung der verschiedenen Narrative, die bis dato in die Erzähltradition des Störtebeker-Mythos eingegangen waren, findet sich in Annelise Blasels *Klaus Störtebeker und Gödeke Michael in der deutschen Volkssage*.<sup>52</sup> Nach dem Störtebeker-Lied aus den 1550ern und den folgenden Erwähnungen in diversen Chroniken nahm die künstlerische Bearbeitung des Vitalienbrüder-Stoffes ab dem frühen 18. Jahrhundert volle Fahrt auf. Wie auch bei Robin Hood zeigt sich hier vor allem das performative Potential des gesetzlosen Helden in einer ganzen Reihe dramatischer Bearbeitungen des Störtebeker-Mythos. Postel zählt 17 Theaterstücke und Opern bis zum Ende des 20. Jahrhunderts.<sup>53</sup> Prosäerzählungen und Romane überfluteten den Buchmarkt dann im 19. und 20. Jahrhundert. Laut Volker Henn lassen sich allein für den Zeitraum zwischen 1836 und 2000 56 Titel nachweisen.<sup>54</sup> Dieter Möhn behauptet, dass es 470 literarische Bearbeitungen des Stoffes gebe.<sup>55</sup>

Theodor Fontane versuchte sich in den 1890ern an einem Roman mit dem Titel *Die Likedeeler*, der leider Fragment geblieben ist. Georg Engels Roman *Klaus Störtebeker* (1920) hat eine starke religiöse Einfärbung. Im Gegensatz dazu stilisierten Klabunds Erzählung *Störtebeker* (1926) sowie Ehm Welks Drama *Gewitter über Gotland* (1927), das von Erwin Piscator inszeniert wurde, den Piraten zum kommunistischen Freiheitskämpfer. Diese Tradition wurde in der DDR durch Willi Bredels Roman *Die Vitalienbrüder* (1950) und Kurt Barthels dramatische Ballade *Klaus Störtebeker* (1959) aufgegriffen und von den Störtebeker-Festspielen in Ralswiek auf Rügen 1959–61 und 1981 fortgeführt.<sup>56</sup> Nach der Wiedervereinigung wurden die Festspiele, von ideologischem Ballast befreit, als touristisches Unterhaltungsangebot beliebt.<sup>57</sup> Mit 350.000 Besuchern jährlich ist es heute das größte Freilufttheater Deutschlands.<sup>58</sup> Mittlerweile haben sich solche jährlichen Störtebeker-Aufführungen auch in Ostfriesland etabliert.<sup>59</sup>

---

<sup>51</sup> Ebd.

<sup>52</sup> Annelise Blasel: *Klaus Störtebeker und Gödeke Michael in der deutschen Volkssage*, Greifswald 1933.

<sup>53</sup> Vgl. Postel: *Der Pirat*, S. 69.

<sup>54</sup> Vgl. Volker Henn: Das Störtebeker-Bild in der erzählenden Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, in: Ehbrecht (Hg.): *Störtebeker. 600 Jahre*, S. 273–290, hier S. 275.

<sup>55</sup> Vgl. Dieter Möhn: *Störtebeker und die Folgen. Von der Faszination eines Stoffes in der deutschen Literaturgeschichte*, in: *Niederdeutsches Jahrbuch* 118, 1995, S. 99–120, hier S. 99.

<sup>56</sup> Rohmann: *Störtebeker und die Vitalienbrüder*, S. 255.

<sup>57</sup> Vgl. Postel: *Der Pirat*, S. 69. Vgl. auch Störtebeker Festspiele Ralswiek/Rügen, Website: [stoertebeker.de](http://stoertebeker.de), 22. September 2015.

<sup>58</sup> Vgl. Rohmann: *Störtebeker und die Vitalienbrüder*, S. 247.

<sup>59</sup> Vgl. Störtebeker Freilichtspiele Marienhafе, Website: [www.stoertebeker-freilichtspiele.de](http://www.stoertebeker-freilichtspiele.de), 22. September 2015.

In Hamburg wurde Störtebeker in den 1980er Jahren als politisches Symbol der Linken wiederbelebt. Nicht nur durch den bereits im ersten Kapitel erwähnten Punk-Song „Störtebeker“ von Slime 1983, sondern vor allem durch den Anschlag auf das Simon-von-Utrecht-Denkmal im Sommer 1985. Dabei wurde die Utrecht-Skulptur durchgesägt und mit Slogans besprüht wie „Nicht alle Köpfe rollen erst nach 500 Jahren!“, „Wir kriegen alle Pfeffersäcke!“, „Bildet Banden“ und „Störtebeker lebt“.<sup>60</sup> Die Faszination der Punk- und Autonomenszene für die Figur des Piraten schlägt sich auch in der Benennung des linken Veranstaltungsorts „Störtebeker“ in der Hafenstraße nieder.<sup>61</sup>

Allerdings ist Störtebeker auch immer wieder von der politischen Rechten reklamiert worden. Völkische und nationalsozialistische Autoren bedienten sich im 20. Jahrhundert beim Mythos des deutschen Freibeuters und gaben ihm ihre ideologische Färbung.<sup>62</sup> Ein Ende der 1990er Jahre gegründetes Internet-Nachrichtenportal deutscher Neonazis nannte sich ‚Störtebeker-Netz‘ (heute ‚Altermedia‘).<sup>63</sup> Durch die Variationsfähigkeit des Mythos kann dieser für alle möglichen politischen Interessen vereinnahmt werden.

Heute steht dort, wo ihm angeblich einst der Kopf abgeschlagen wurde, ein Störtebeker-Denkmal, und die Stadt Hamburg hat sich mit dem einstigen Erzfeind, der Teil der lokalen Folklore geworden ist, versöhnt. Nicht nur in Hamburg, sondern in ganz Norddeutschland werden alle möglichen Orte mit ihm in Verbindung gebracht<sup>64</sup> und sein Name und sein Mythos von der Tourismusindustrie verwertet.<sup>65</sup>

---

<sup>60</sup> Vgl. Klaus J. Henning: Störtebeker lebt! Aspekte einer Legende, in: Bracker (Hg.): Gottes Freund, S. 80–97, S. 94–95.

<sup>61</sup> Dieses konnte ich auf einer Exkursion nach Hamburg persönlich in Augenschein nehmen.

<sup>62</sup> Vgl. Henn: Störtebeker-Bild, S. 286.

<sup>63</sup> Vgl. Rohmann: Störtebeker und die Vitalienbrüder, S. 256.

<sup>64</sup> Vgl. Henning: Störtebeker lebt!, S. 80.

<sup>65</sup> Vgl. Rohmann: Störtebeker und die Vitalienbrüder, S. 246–248. Einen Eindruck von der touristischen Bedeutung Störtebekers in Norddeutschland habe ich während einer Exkursion an die Nord- und Ostsee nach Hamburg, Helgoland und Eckernförde bekommen.

## XII. Die wilde See: Der Pirat als Naturgewalt im Störtebekerlied

Wie von Robin Hood, so wurde auch von Klaus Störtebeker zunächst in Versform erzählt. Das sogenannte Störtebekerlied, das vermutlich zunächst mündlich überliefert wurde, hat in der ältesten Druckfassung 26 Strophen und ist in zeitgenössischem Hochdeutsch verfasst.<sup>1</sup> Zahlreiche Auflagen an verschiedenen Druckorten belegen die weite Verbreitung des Textes im 16. und 17. Jahrhundert.<sup>2</sup> Seit dem 19. Jahrhundert wurden Versuche unternommen, den Text in seine mutmaßliche niederdeutsche Ausgangsfassung zurückzuübersetzen.<sup>3</sup> Eine Melodie ist durch ein Liederbuch aus dem frühen 17. Jahrhundert überliefert.<sup>4</sup> Größere Popularität hat das Lied im 20. Jahrhundert durch die gekürzte Version von Achim Reichel auf seinem Album *Klabautermann* von 1977 erhalten.<sup>5</sup> Rochus von Liliencron gab das Lied in der editierten Sammlung *Die historischen Volkslieder der Deutschen* 1865 heraus.<sup>6</sup> Liliencron hat die Textgestalt aus den sechs ältesten erhaltenen Drucken rekonstruiert. Der Text ist mit zahlreichen Kommentaren versehen und die Varianten sind im Anhang aufgelistet. Eine moderne Transkription wurde von Reinhard Szeskus in *Das Deutsche Volkslied* 2010 herausgegeben. Dieser Edition fehlt jedoch der kritische Apparat und es ist nicht klar, auf welche Fassung sich Szeskus stützt.<sup>7</sup> Im Folgenden werde ich hauptsächlich die Ausgabe von Liliencron benutzen. Sofern es wegen der besseren Verständlichkeit notwendig scheint, wird die Fassung von Szeskus herangezogen.

In der ersten Strophe heißt es: „Störtzebecher und Gödiche Michael / die raubten beide zu gleichem teil / zu waßer und nicht zu lande, / biß das es got vom himel verdroß, / des musten sie leiden große schande“ (SL, 1). Der Ort der Piraten wird mit ‚zu Wasser und nicht zu Lande‘ direkt zu Beginn klar bestimmt. Auch die Verteilung der Beute unter den Piraten zu gleichen Teilen wird aufgegriffen – ein zentraler Aspekt des Störtebeker-Mythos, der den sozial progressiven Charakter der Seeräuber betont, die nicht nur als Vitalienbrüder, sondern auch als Likedeeler (Gleichteiler) bekannt wurden. Ferner wird ihre Niederlage als göttliche Fügung gedeutet und ihr Ende auf dem Schafott in dieser ersten Strophe antizipiert. Die erste Strophe beginnt mit der Nennung der Namen der Pira-

<sup>1</sup> Vgl. Ein schön Lied von Störtzebecher und Gödiche Michael.

<sup>2</sup> Vgl. Möhn: Störtebeker und die Folgen, S. 107–108.

<sup>3</sup> Vgl. ebd., S. 110–111.

<sup>4</sup> Vgl. ebd., S. 109.

<sup>5</sup> Vgl. Achim Reichel: Das Störtebekerlied, auf: ders.: Klabautermann, 1977.

<sup>6</sup> Störtebeker und Godeke Michel, in: Rochus von Liliencron (Hg.): *Die historischen Volkslieder der Deutschen* vom 13. bis 16. Jahrhundert, Bd. 1, Hildesheim 1966 [1865], S. 210–215. Im Folgenden verweist die Sigle „SL, Strophe“ auf diese Fassung.

<sup>7</sup> Störtebekerlied, in: Reinhard Szeskus (Hg.): *Das Deutsche Volkslied. Geschichte, Hintergründe, Wirkung*, Wilhelmshaven 2010, S. 55–59.

ten und endet mit ihrem Tod, ebenso wie das ganze Lied, das sie damit *in nuce* enthält. Dieser Beginn fungiert als Exposition, durch die der Mythos verdichtet und ein Einstieg in die Erzählung geschaffen wird, bevor die eigentliche Handlung beginnt.

## 1. Das Meer als Raum der Gesetzlosigkeit

In dem Lied wird eine ganze Reihe geographischer Namen genannt und auch die topographischen Voraussetzungen, die den Seekrieg gegen die Piraten bestimmen, werden deutlich. Es ist ersichtlich, dass die Piraten umfangreiche nautische und geographische Kenntnisse besitzen. Störtebeker spricht: „die Westersee ist mir wol bekannt“ (SL, 3). Mit der ‚Westersee‘, also der Nordsee, ist die Meeresregion gemeint, in die die historischen Vitalier nach ihrer Vertreibung von Gotland den Schwerpunkt ihrer Aktivitäten verlagerten. Sie reisen auch in ein nicht namentlich genanntes, jedenfalls aber weit entferntes, Sultanat (vgl. SL, 2). An dem narrativen Bruch zwischen Sultanat und Nordsee verdeutlicht sich die Gefahr, die von den Piraten ausgeht und von Michael Kempe ihr „unberechenbares Raumverhalten“ und ihre „nichtlokalisierbare Raumpräsenz“ genannt wird.<sup>8</sup> Gerae noch sind sie im Orient und plötzlich tauchen sie schon vor den Toren Hamburgs auf. Man weiß nie, wo sie als nächstes zuschlagen. Der Pirat ist eine nomadische Figur, dessen Umherirren seine Gefährlichkeit steigert, so dass man auf dem Meer nie vor ihm sicher sein kann und jederzeit mit einem Angriff rechnen muss, weil er bis zum Moment seines Auftauchens unsichtbar bleibt.<sup>9</sup> An anderer Stelle schreibt Kempe: „Die Unsichtbarkeit und plötzliche Sichtbarkeit der Meeresbriganten ließen den maritimen Raum zu einem gespenstischen Territorium unkontrollierbarer, unbeherrschbarer Aktivitäten werden.“<sup>10</sup> Das Nomadische des Piraten wird durch die Topographie des Meeres bedingt, das für Deleuze und Guattari „der glatte Raum par excellence“ ist.<sup>11</sup> Das Meer lässt sich nur schwer territorialisieren, was es schwierig macht, in Bezug auf die nomadischen Piraten eine effektive Gegenstrategie zu entwickeln. Auf der einen Seite können sich die Piraten immer wieder dem Zugriff entziehen, plötzlich auftauchen und schnell wieder verschwinden, andererseits können die Handelsrouten auf dem Meer nicht, wie auf dem Land, durch Befestigungen an strategisch wichtigen Punkten, von denen aus ein Territorium kontrolliert werden kann, gesichert werden. Inseln können diese Funktion durch die Zufälligkeit ihrer Verteilung nur be-

---

<sup>8</sup> Kempe: Fluch, S. 158.

<sup>9</sup> Vgl. ebd., S. 162.

<sup>10</sup> Michael Kempe: Teufelswerk der Tiefsee. Piraterie und die Repräsentation des Meeres als Raum im Recht, in: Hannah Baader / Gerhard Wolf (Hg.): Das Meer, der Tausch und die Grenzen der Repräsentation, Zürich/Berlin 2010, S. 379–411, hier S. 399.

<sup>11</sup> Deleuze / Guattari: Tausend Plateaus, S. 664.

dingt übernehmen, spielen aber für die Territorialisierung des Meeres eine wichtige Rolle.<sup>12</sup>

Sobald die Hamburger Flotte im Lied die Insel Neuwerk, die ihren Namen von dem dort erbauten Wehrturm bezieht, durch den die Elbmündung kontrolliert werden kann, passiert, verliert sie sich im dichten Nebel: „Die herren von Hamburg zogen auß, / sie giengen all zu sigel mit der flut, / all nach dem neuen werke, / vor nebel konten sie nichts sehen, / so finster waren die schwerke“ (SL, 10). Mehr noch als an Land führt der Seenebel zur völligen Auflösung der Unterschiede zwischen Wasseroberfläche und Umgebung und sorgt für völlige Orientierungslosigkeit. Der Nebel, in dem die Hamburger Flotte im Störtebekerlied umherirrt, lässt sich damit nicht nur als konkretes maritimes Phänomen und nautisches Problem erfassen, sondern kann metaphorisch als Ungewissheit darüber, wo die Piraten genau zu finden sind, verstanden werden. Der Nebel verwandelt das Meer erst recht in ein ‚gespenstisches Territorium‘ und betont den topographischen Aspekt der Unkontrollierbarkeit. Der Eindruck der ‚Glätte‘ des Raums wird gesteigert. Bezeichnenderweise beginnt diese Ortlosigkeit des Meeres, sobald Neuwerk passiert und damit die nähere Küstenregion verlassen wird. Die Piraten werden dann auch nicht auf der ortlosen Hochsee angetroffen, sondern dort, wo mit der Weser ein klarer Ort benennbar ist. Obwohl das unübersichtliche Weser-Jade-Gebiet ein beliebter Rückzugsraum der Vitalienbrüder war,<sup>13</sup> können sie dort, an der Küste als Übergangsraum zwischen Land und Meer, konkret verortet und damit gestellt werden.

Als der Bote dem Hamburger Rat von den herannahenden Piraten berichtet, heißt es: „die feinde ligen euch harte bei, / sie liegen an wildem have“ (SL, 6). Im ersten Vers der folgenden Strophe wird dies noch einmal in einer Variation wiederholt: „Die feinde ligen euch für der tür“ (SL, 7). Und: „sie ligen dar an dem sande“ (SL, 7). Die Piraten ankern an einem wilden Hafen bzw. liegen ‚am Sand‘. Sie nutzen nicht befestigte Hafenanlagen, sondern die natürlichen Bedingungen der Meerestopographie. Damit werden sie außerhalb der Zivilisation verortet. Für die Zivilisation steht hingegen Hamburg, die Hansestadt, mit ihrer urbanen, bürgerlichen Ordnung, die institutionell durch die Ratsherren und architektonisch durch ihre Hafen- und Festungsanlagen repräsentiert wird. Sand und Tür, wilder Naturhafen und städtisches Bauwerk – so werden Piraten und Hamburg gegenübergestellt.

An anderer Stelle heißt es: „sie rißen sie splissen wie zwen wilde girn“ (SL, 2) bzw. „Sie rissen und krischen wie zween wilde Bärn“.<sup>14</sup> Die Piraten werden also

<sup>12</sup> Vgl. John R. Gillis: Islands in the Making of an Atlantic Oceania, 1400–1800, in: Jerry H. Bentley u. a. (Hg.): Seascapes. Maritime Histories, Littoral Cultures, and Trans-Oceanic Exchanges, Honolulu 2017, S. 21–37.

<sup>13</sup> Vgl. Antje Sander: Schlupfwinkel, Lagerplätze und Märkte. Anmerkungen zur Topographie des Jadebusens um 1400, in: Wilfried Ehbrecht (Hg.): Störtebeker. 600 Jahre, S. 169–179.

<sup>14</sup> Störtebekerlied, in: Szeskus: Das Deutsche Volkslied, S. 57, Str. 2.

mit Raubtieren verglichen und damit entmenschlicht. Piraten als wilde Bestien zu beschreiben, ist nicht ungewöhnlich.<sup>15</sup> Das Meer als „Sphäre der Unberechenbarkeit, Gesetzlosigkeit, Orientierungswiderigkeit“, in der zudem mythische Ungeheuer hausen, wurde schon in der Antike dämonisiert.<sup>16</sup> Und die Seefahrt als Frevel, eine den Menschen gesetzte Grenze zu überschreiten, wurde mit dem Krieg assoziiert.<sup>17</sup> In der Vorstellung des Naturzustands des Meeres als gesetzloser Kriegszustand erscheint der Pirat als ‚Seewolf‘, der nicht nur durch seine „Unzivilisiertheit und abscheuliche Rohheit“ Schrecken verbreite, sondern sogar „[s]chlummer als die gefährlichsten Tiere“ sei.<sup>18</sup> Diese Natur kann nur durch die Zivilisation besiegt werden, die sich dafür selbst der animalischen Natur bedient, wofür die sechzehnte Strophe ein Bild findet: „Die bunte ku auß Flandern kam, / wie balde sie das gerücht vernahm, / mit iren starken hörnern, / sie gieng brausen all durch die wilde se, / den holich wolt sie verstören“ (SL, 16). Das Schiff, das nach der Kuh, einem domestizierten Tier, benannt ist, braust durch die wilde See, um den Piratenholk auf die Hörner zu nehmen und ihn zu zerstören. Die Wildheit der See und die Wildheit der Piraten verhalten sich komplementär zueinander, beide gilt es zu bezwingen, um durch diese Wildheit hindurch der Zivilisation zum Triumph zu verhelfen. Kempe spricht davon, dass im Seeräuber die Unruhe des Meeres selbst personifiziert werde und man Piraten auch „See- oder Meerschäumer“ nennt.<sup>19</sup> Gegen diese schäumende, wilde See hindurch bahnt sich die ‚Bunte Kuh‘, dabei selbst brausend, ihren Weg. Sie überwindet die Naturgewalt des Meeres und die Gewalt der Piraten durch die Gewalt der Zivilisation, die sich diese Natur in Form des domestizierten Tieres angeeignet hat. Die Kuh ist wie das Pferd in der Ballade von *Robin Hood und Guy of Gisborne* ein Sinnbild für die gegen den Naturzustand gewandte beherrschte Natur. Im Gegensatz zu Gisborne gewinnen die zivilisierten hansischen Seefahrer gegen die Gesetzlosen und beherrschten damit schließlich das Meer.

Indem das Lied gleichzeitig auf die Wildheit der Piraten und die Wildheit des Meeres rekuriert, zeigt sich darin das Verhältnis der Topographie zur Gesetzlosigkeit. Als Verkörperung der Wildheit des Meeres erscheint der Pirat selbst als Naturphänomen. Die natürliche Gesetzlosigkeit des Seeraums schließt die Piraterie mit ein. Die Vorstellung des Piraten als eine Figur, die eine vorgeblich ursprüngliche, natürliche Gesetzlosigkeit des Meeres repräsentiert, wird rechtsphilosophisch prominent von Schmitt vertreten, wenn er schreibt: „Auf dem Meere gilt kein Gesetz.“<sup>20</sup>

---

<sup>15</sup> Vgl. Kempe: Fluch, S. 159.

<sup>16</sup> Hans Blumenberg: Schiffbruch mit Zuschauer. Paradigma einer Daseinsmetapher, Frankfurt am Main 1979, S. 10.

<sup>17</sup> Vgl. ebd., S. 30.

<sup>18</sup> Kempe: Fluch, S. 160.

<sup>19</sup> Ebd., S. 163.

<sup>20</sup> Schmitt: Nomos, S. 15.

Diese Freiheit des Meeres begründet Schmitt darauf, dass das Meer sich außerhalb der staatlichen Raumordnung befindet: Es ist ein Raum, der sich nicht besetzen lasse, da er nicht entlang klarer Grenzen aufgeteilt werden könne und somit allen Staaten offenstehe – das schließe die „zulässige Ausübung des Seekriegs und des Beuterechts im Seekrieg“ mit ein.<sup>21</sup> Im Gegensatz zum Land, auf dem sich das Recht als Zusammenhang von Ordnung und Ortung durchgesetzt habe, konnte auf dem Meer lange Zeit eine „*elementare* Freiheit“ bestehen, in der „weder Recht noch Frieden noch Eigentum“ gegolten haben.<sup>22</sup> Mit seinem Verständnis des Meeres als „freies Feld freier Beute“ rückt Schmitt den Piraten in ein heroisches Licht.<sup>23</sup> Die entgrenzende Topographie des Meeres kennt keine territoriale Herrschaft und keinen Souverän, der hier seinem Gesetz unbedingte Gel tung verschaffen könnte. Der Pirat wäre also durch die natürlichen topographischen Bedingungen eines grenzenlosen Raums auch nicht den Begrenzungen des Rechts unterworfen – was ihn damit in seinem Raubgeschäft rechtfertigt. Erst mit der Etablierung von Seereichen und maritimen Imperien, die ein Interesse an der Ausweitung der Ordnung auf das Meer und an der Sicherheit ihrer Handelsrouten hatten, wurde der Pirat zum Menschheitsfeind erklärt.<sup>24</sup> Bereits Cicero hat den Piraten als den gemeinsamen Feind aller (*communis hostis omnium*) bezeichnet, eine Vorstellung, die sich im römischen Rechtdiskurs etablierte.<sup>25</sup> Dieser antike Begriff wurde im 14. Jahrhundert mit der Formulierung *hostis humani generis* neu belebt.<sup>26</sup> Auch wenn die Wiederentdeckung dieses Rechtsbegriffs durch Bartolus de Sassoferato in Italien mit den Verhältnissen im Mittelmeer zu tun hatte, geschah dies just zu jener Zeit, als die Piraterie in Ost- und Nordsee sich epidemisch verbreitete. Aufgrund der ausgedehnten Handelsbeziehungen der Hanse auch nach Südeuropa darf spekuliert werden, ob diese Rechtsauffassung in Hamburg, Lübeck und Bremen bekannt war und die rechtliche Grundlage im Kampf gegen die Vitalienbrüder bildete.<sup>27</sup> Jedenfalls war die Hanse als maritimes Handelsimperium ebenso wie das großskandinavische Seereich Königin

<sup>21</sup> Ebd., S. 143.

<sup>22</sup> Ebd., S. 147 (Hervorh. i. Orig.).

<sup>23</sup> Ebd., S. 14.

<sup>24</sup> Vgl. ebd., S. 15.

<sup>25</sup> Vgl. Kempe: Fluch, S. 155–156.

<sup>26</sup> Vgl. Emily Sohmer Tai: Marking Water. Piracy and Property in the Premodern West, in: Bentley u. a. (Hg.): Seascapes, S. 205–220, hier S. 205, S. 215 (Anm. 6). Zur Begriffsgeschichte und deren rechtlichen und politischen Implikationen vgl. Kempe: Fluch, S. 153–160 und Christopher Harding: ‚Hostis Humani Generis‘. The Pirate as Outlaw in the Early Modern Law of the Sea, in: Claire Jowitt (Hg.): Pirates? The Politics of Plunder, 1550–1650, Basingstoke/New York 2007, S. 20–38.

<sup>27</sup> Ulrich Andermann weist darauf hin, dass sich die Hansestädte dem römischen Recht, im Gegensatz zur germanischen Rechtstradition, geöffnet hätten. Andermann geht allerdings nicht auf den Rechtsbegriff des *hostis humani generis* ein und aus der mir bekannten Literatur der Hanse-Historiker lässt sich ein direkter Zusammenhang nicht belegen. Vgl. Ulrich Andermann: Spätmittelalterlicher Seeraub als Kriminaldelikt und seine Bestrafung, in: Ehbrecht (Hg.): Störtebeker. 600 Jahre, S. 23–36, hier S. 30, Anm. 34.

Margarethes daran interessiert, die Vitalienbrüder als Feinde zu ächten und ihnen die Anerkennung als offizielle Fehdehelpler und später als souveräne Macht mit einer territorialen Basis auf Gotland zu verweigern. Die etablierten Seemächte konnten die Freiheit des Meeres nicht als gesetzlosen Raum anerkennen.

Kempe zeigt, dass die Ansicht vom Meer als rechtsfreiem Raum, die Schmitt auf eine rechtsphilosophische Schrift des italienischen Humanisten Andrea Alciato von 1558 zurückführt, durch die Verkürzung eines Zitats entstanden ist. Dass Piraterie ein geringeres Verbrechen sei, weil es auf dem Meer begangen werde, wird bei Alciato durch den Zusatz eingeschränkt, dass auf dem Meer „das *Völkerrecht* in Gebrauch sei und das keinem Gesetz unterworfen sei.“<sup>28</sup> Das bedeutet, so Kempe, dass aus der rechtlichen Differenz von Land und Meer keineswegs folge, dass das Meer rechtlos sei, lediglich, dass dort ein anderes Recht als das territoriale Gesetz gelte. Dieses allgemeine Völkerrecht muss in diesem Fall als allgemeines natürliches Recht verstanden werden, das jederzeit, auch ohne explizite Kodifizierung als Gesetz, Geltung habe, wie z. B. das Recht auf Selbstverteidigung.<sup>29</sup> Nach dieser Auffassung verletzt der Pirat also ein allgemein menschliches Recht, und weil er dies auf dem entgrenzten Meer tut, wird er zur potentiellen Bedrohung aller. In diesem Rechtsdiskurs über die Piraterie wird die zivilisierte Gesellschaft gegen den mit dem Meer assoziierten Naturzustand in Stellung gebracht, woraufhin aus dem Krieg aller gegen alle ein Krieg aller gegen die Piraten wird. Die Topographie des Meeres und rechtsphilosophische Überlegungen greifen bei der Konstruktion des Piraten als Universalfeind der Menschheit ineinander, der so als Abgrenzungsfigur, als Negation der menschlichen Zivilisation, die Grundlage für rechtlich vermittelte internationale Beziehungen legte: „Auf diese Weise repräsentierte das Meer im völkerrechtlichen Piratenbegriff *ex negativo* den Verkehrsraum der Völker, da es die topographische Voraussetzung dafür bildete, den Piraten als virtuellen Angreifer aller Völker und Nationen zu verstehen.“<sup>30</sup> Wenn im Störtebekerlied die Piraten als Feinde Hamburgs bezeichnet werden und Hamburg für die Zivilisation im Gegensatz zur Gesetzlosigkeit und Wildheit des Meeres steht, dann sind die Piraten also nicht nur die Feinde Hamburgs, sondern der Zivilisation überhaupt.

Das Störtebekerlied markiert die Schwelle eines historischen Übergangs. Auch wenn das Meer keineswegs ein rechtsfreier Raum war, insofern die Gültigkeit universaler naturechtlicher Prinzipien behauptet wurde, so hatten doch die territorialen Gesetze dort keine Geltung. In dem Lied wird davon erzählt, wie die Gesetzlosigkeit des wilden Meeres durch effektive seepolizeiliche Maßnahmen beendet wurde. Die Zivilisierung der Nord- und Ostsee im 14. und 15. Jahrhundert präfiguriert damit den Piraterie-Diskurs ab dem 16. Jahrhundert, aus dem uns das

<sup>28</sup> Kempe: Teufelswerk, S. 382 (Hervorh. i. Orig.).

<sup>29</sup> Vgl. ebd.

<sup>30</sup> Kempe: Fluch, S. 163 (Hervorh. i. Orig.).

Lied überliefert ist.<sup>31</sup> Kempe weist darauf hin, dass die Auseinandersetzungen um die Piraterie das Meer als Rechtsraum überhaupt erst geschaffen haben, da „Raum nicht als bloßer Behälter von Recht verstanden werden soll, sondern als etwas, das durch Recht erst eigentlich konstituiert wird.“<sup>32</sup> Erst durch die Konfrontation mit dem konkreten Rechtsproblem, das die Piraterie darstellt, wurde das Meer von einem bloßen geographischen Naturraum in einen Rechtsraum transformiert. Die Annahmen einer ursprünglichen Freiheit und Gesetzlosigkeit als Naturzustand des Meeres einerseits und eines ursprünglich gültigen Naturrechts andererseits, sind Ausdrücke eines rechtsphilosophischen Diskurses, der seinen materiellen Grund in den konkreten historischen Problemen der bewaffneten Konfrontationen auf See findet. Es ist der gewaltsame Konflikt, aus dem das Recht und die räumliche Ordnung hervorgehen. Im Kontext dieses historischen Konflikts und des ihn begleitenden Diskurses gibt das Störtebekerlied der Transformation vom Naturzustand des gesetzlosen Meeres in einen zivilisierten Rechtszustand einen mythischen Ausdruck.

## *2. Der Triumph des Rechts und die Heroisierung der Feinde*

Die Vorstellungen von Piraten als Universalfeinden der Menschheit legten den Grundstein für die völkerrechtliche Ächtung der Piraterie im 19. Jahrhundert. Bis dahin benutzten verschiedene Staaten immer wieder Kaperbriefe, mit denen Privatleuten die Berechtigung erteilt wurde, feindliche Schiffe als Beute zu nehmen. Im Dänisch-Mecklenburgischen Krieg bekamen die Vitalienbrüder vom Herzogtum Mecklenburg solche Dokumente ausgestellt. Störtebeker und Gödeke waren in dieser Zeit technisch gesehen keine Piraten, sondern Freibeuter im Auftrag einer Kriegspartei. Doch die Freibeuter der einen Seite sind Piraten für die andere Seite. Janice Thomson geht sogar so weit, zu sagen, dass der Unterschied zwischen Freibeutern und Piraten gar nicht zu ziehen war, bevor nicht die Freibeuterei als staatliche Praxis der Lizenzierung privater Gewalt abgeschafft war.<sup>33</sup>

Als die Vitalier nach dem Frieden von Falsterbo und Skanör 1395 weiterhin Seeraub betrieben,<sup>34</sup> fehlte ihnen dafür die Legitimation und ihr rechtlicher Status änderte sich. Sie verloren die Protektion Mecklenburgs und damit die Möglichkeit, das Raubgut in Rostock und Wismar abzusetzen. Was die Gefahren und Konsequenzen ihres Geschäfts anbelangte, dürfte für sie der rechtliche Status je-

<sup>31</sup> Die Frage nach der Rechtsgeltung auf dem Meer bekam in der Zeit der überseeischen Entdeckungs- und Kaperfahrten eine gewisse Dringlichkeit – auch wenn es noch bis zum multilateralen Abkommen der Pariser Seerechtsdeklaration von 1856 dauern sollte, bis der Grundstein für eine völkerrechtlich verbindliche Regelung gelegt wurde. Vgl. Kempe: Fluch, S. 336–343.

<sup>32</sup> Kempe: Teufelswerk, S. 380.

<sup>33</sup> Vgl. Thomson: Mercenaries, S. 144.

<sup>34</sup> Vgl. Puhle: Vitalienbrüder, S. 104.

doch nicht stark ins Gewicht gefallen sein. Da die Hanse Kaperbriefe sowieso nicht anerkannte und jede Form von Seeraub als illegitime Piraterie betrachtete und entsprechend bestrafte, machte die rechtliche Statusänderung nach Kriegsende weder für die Hanse noch für die Vitalier einen großen Unterschied. Selbst wenn Seeraub durch Kaperbriefe legitimiert war, wurden die Kaperer von den betroffenen Hansestädten nicht als Kombattanten anerkannt, sondern als Piraten behandelt.<sup>35</sup> Für das aufstrebende Bürgertum der Hansestädte war die Bedeutung und der Schutz ihres Eigentums zentral und Raub, gleichgültig in welcher Form, wurde als Verbechen verfolgt. Darin zeigt sich „der Ausdruck eines angestrebten Ordnungs- und Gewaltmonopols, wie wir es nur vom modernen Staat her kennen, für den die Städte indes eine unverkennbare Vorreiterrolle besaßen.“<sup>36</sup>

Hamburg tritt im Störtebekerlied auf als Vertreterin der Hanse, die an der Etablierung geordneter Verhältnisse und an der Durchsetzung von Rechtsprinzipien auf dem Meer interessiert ist. Die Hamburger berufen sich gegen die Gesetzlosigkeit des Meeres auf ein allgemeines, nicht kodifiziertes Recht, wenn Simon von Utrecht spricht: „gebt euch gefangen all auf ein recht, / und laßt euch das nicht verdrießen! / habt ir dem kaufman kein leid getan, / des möget ir wol genießen!“ (SL, 20). Es gilt also zunächst die Unschuldsvermutung, wenn den Piraten zugesichert wird, dass sie der Bestrafung entgehen werden, falls sie dem Kaufmann keinen Schaden zugefügt haben. Da sie aber den Kauffahrer tatsächlich beraubt haben (vgl. SL, 12), erwartet sie das Schafott. Die Hamburger handeln also keineswegs willkürlich. Mit der Unschuldsvermutung und dem kausalen Zusammenhang zwischen Tat und Strafe finden durchaus Rechtsprinzipien Anwendung. Aus Strophe 12 geht nicht hervor, ob der beraubte Kaufmann physischen Schaden erleidet oder nur Schiff und Ware verliert. Da die Seeräuber mit Gewalt vorgehen („mit inen müssen wir fechten!“ SL, 13), wird aber impliziert, dass sie ihre Opfer und Gegner im Zweifel auch töten. Die Hamburger Repressalien können also durch das natürliche Recht, Leben und Eigentum zu verteidigen und Vergehen dagegen zu bestrafen, legitimiert werden.

Auch wenn der Kampf gegen die Piraten legitim ist, so wird in der entscheidenden Schlacht deutlich, dass die Piraten gleichwertige Gegner sind. Nicht nur dauert das Gefecht drei Tage, sondern Hamburg droht auch zu verlieren: „Hamburg dir war ein böses bedacht / all zu denselbigen stunden“ (SL, 15). Erst als die Bunte Kuh das Vorderkastell des feindlichen Holks entzweibricht, wendet sich das Blatt. Diese Aktion ist dem nautischen Geschick des Schifffers zu verdanken, der später als Simon von Utrecht identifiziert wird: „Der schiffer wol zu dem steuerman sprach: / ,treib auf das ruder zur steuerbort an, / so bleibt der holich bei dem winde: / wir wöllen in laufen sein vorkastel entzwei, / das sol er wol befinden!“ (SL, 17). Dieses Manöver ebnet schließlich den Weg zum Sieg. Störte-

<sup>35</sup> Vgl. Andermann: Spätmittelalterlicher Seeraub, S. 26.

<sup>36</sup> Ebd., S. 27.

beker und seine Mannschaft ergeben sich, Gödeke gelingt offensichtlich mit seinem Schiff die Flucht.<sup>37</sup> Es ist das einzige ausführlich beschriebene nautische Manöver im Lied und verdeutlicht die Kompetenz der hansischen Schiffer nicht nur bei der Bewältigung der Seefahrt überhaupt, sondern vor allem auch im maritimen Kampfeinsatz. Von Utrecht und die Hamburger behandeln die Piraten allerdings ehrenvoll und nicht als gemeine Seeräuber. Dass ihnen gestattet wird, bei der Hinrichtung ihre besten Gewänder zu tragen, dass sie ehrenvoll enthauptet statt gehängt werden und die Frauen der Stadt Klagen anstimmen, deutet auf ihren heroischen Status hin. Dieser wird im Text an zwei Stellen explizit erwähnt, wo es um das Sterben der Piraten geht; einmal während der Schlacht – „da sach man so manichen feinen held / sein leben zum ende bringen“ (SL, 14) –, das andere Mal in der Hinrichtungsszene: „Der henker der hieß sich Rosenveld, / er hieb so manichen stolzen held / mit gar so frischen mute, / er stund in seinen geschnürten schuhen / bis zu den enkeln in dem blute“ (SL, 25). Dass die Piraten zwar Feinde sind, aber auch als Helden bezeichnet werden, könnte im Sinne Andermanns „ein Hinweis darauf sein, dass die Hansestadt in Störtebeker und seinen Komplizen noch immer mehr die ehrlich kämpfenden ‚Söldner zur See‘ sah und sie weniger als gemeine Verbrecher betrachtete.“<sup>38</sup> Dass die Hamburger den Vitalienbrüdern allerdings in der Folge des Dänisch-Mecklenburgischen Kriegs diesen Status zuerkannten, scheint unwahrscheinlich, nicht nur, weil dieser Konflikt bereits Jahre vor der Expedition gegen die Vitalier beigelegt worden war, sondern auch, weil die Hansestädte legale Kaperei generell nicht anerkannten, wie Andermann selbst es in seiner oben zitierten Einschätzung darstellt. Es scheint hier eher eine andere Logik am Werk: indem die Piraten überhöht dargestellt werden, erscheint der Sieg der Hamburger umso glorreicher.<sup>39</sup> So heißt es zum Abschluss in der letzten Strophe: „Hamburg, Hamburg, des geb ich dir den preis, / die sereuber worden auch nun so weis, / umb deinet willen musten sie sterben, / des magstu von golde eine krone tragen, / den preis hastu erworben“ (SL, 26). Der Hamburger Triumph zeigt sich nicht nur anhand der materiellen Beute – dem sagenumwobenen Störtebekergold<sup>40</sup> –, sondern bedeutet vor allem einen Sieg des Rechts und der Zivilisation, der durch die Krone als Insignium der Herrschaftsgewalt symbolisiert wird. Der Tod der Seeräuber markiert einen

---

<sup>37</sup> Dies wird nicht explizit erzählt, wird aber durch den Text nahegelegt. Vgl. Liliencron: Störtebeker und Godeke Michel, S. 213, Anm. zu Str. 18.

<sup>38</sup> Andermann: Spätmittelalterlicher Seeraub, S. 33.

<sup>39</sup> Diese Logik führte auch Klaus Oschema in seinem Vortrag „Herrischer, Heros, Hassobjekt. Karl der Kühne von Burgund und der Tod auf dem Schlachtfeld“ an, gehalten im Rahmen der Ringvorlesung des DFG-Sonderforschungsbereichs „Helden – Heroisierungen – Heroismen“ am 20. November 2013 in Freiburg/Brsg. Oschema stellte dar, wie die siegreichen Lothringer Herzog Karl von Burgund zum Helden stilisierten, um die Bedeutsamkeit ihres Sieges zu steigern.

<sup>40</sup> Thomas Einfeldt widmet diesem Aspekt des Mythos einen ganzen Roman. Vgl. Thomas Einfeldt: Störtebekers Gold, München 2005.

Schritt in Richtung der Zivilisierung des Meeres, was im Sinne der Hanse heißt: Verteidigung der wirtschaftlichen Interessen des Bürgertums, Schutz der Handelsrouten und des Eigentums.

Die Heroisierung der Piraten im Störtebekerlied macht die Piraten nicht wirklich zu gesetzlosen Helden. Dass sie als Helden bezeichnet werden, ist zumindest ambivalent. Es spricht daraus der Spott des Siegers, aber im konkreten Umgang mit ihnen zeigen die Hamburger doch ein gewisses Maß an Ehrerbietung. Sie sind zwar keine Söldner, aber auch keine bloßen Verbrecher, sondern legitime, natürliche Feinde und gleichwertige Gegner, die gerecht behandelt werden, d. h. es wird an ihnen nicht bloß willkürliche Rache vollstreckt, sondern es werden ihnen durchaus Rechte zugestanden. Diese Gleichwertigkeit der Gegnerschaft und das Fehlen einer vollständigen Dämonisierung lassen Spielraum für die Vorstellung, dass die Annahme eines natürlichen Rechts (das die Strafaktion der Hanse legitimiert) genauso berechtigt ist wie die Annahme einer natürlichen Gesetzmäßigkeit des Meeres (die den Seeraub legitimiert). So bleibt das Störtebekerlied insgesamt ambivalent und fällt kein abschließendes moralisches Urteil. Das Urteil, das im Störtebekerlied gefällt wird, ist vielmehr ein historisches: Die Gesetzmäßigkeit des Meeres gilt hier als Naturzustand, dessen Überwindung eine historische Notwendigkeit ist, die sich aus der fortschreitenden Entwicklung hin zu einem verrechtlichten Gesellschaftszustand ergibt. Diese Transformation der Raumordnung im historischen Prozess der fortschreitenden Zivilisierung bestimmt die Topologie der Gesetzmäßigkeit im Störtebekerlied als Relation von wildem Meer und bürgerlicher Stadt. In einer räumlichen Konstellation wird die historische Zeit der Befriedung der nordeuropäischen Meere zum Ausdruck gebracht.

Die Durchsetzung des Rechts auf dem gesetzlosen Meer, d. h. das gewaltsame Vorgehen gegen die Seeräuber, legitimiert die Gewalt- und Eigentumsverhältnisse über den Geltungsbereich des terranen Territoriums hinaus. Die Geschichte von Störtebeker und der Hanse ist die Vorgeschichte der mercantilistischen, bürgerlichen Gesellschaft und der Gewalt, durch die ihr rechtliches Fundament begründet wurde. Diese Gewalt wird sich später in einer Reihe von revolutionären Eruptionen gegen die Privilegien des Adels richten und den Weg in den modernen, nationalen Verfassungsstaat bahnen, der mit seinem Gewaltmonopol das Eigentumsrecht sichert. Die kriegerische Freiheit der wilden See wird zur bürgerlichen Freiheit des Tausches, in der die Gewalt in Form gesetzlicher Bestimmungen – als Vertrag – vermittelt und eingehetzt ist. Im Störtebekerlied lässt sich der Mythos des Piraten entziffern als ein dialektisches Bild der Transformation des Naturzustandes in den Gesellschaftszustand durch den Krieg. Durch einen affirmativen Bezug auf die Piraten kann deshalb die Ablehnung dieser Gesellschaft ausgedrückt werden. Die moralische Uneindeutigkeit der Störtebekerfigur eröffnet das Potential zu einer positiven Heroisierung, und auf solche Weise wurde der Mythos von Störtebeker in der weiteren Rezeption dann auch immer wieder gesellschaftskritisch in Anschlag gebracht.

### XIII. Landgang: Die gescheiterte Zivilisierung der Piraten als Scheitern am Text. Theodor Fontanes *Likedeeler*-Fragment

Theodor Fontane arbeitete zwischen 1880 und 1895 an einem Text über Klaus Störtebeker und seine Gefährten. In den fünfzehn Jahren, in denen Fontane sich mit dem Stoff beschäftigte, konzipierte er zunächst eine Novelle, später sollte daraus ein historischer Roman werden. Dieses Werk wurde von Fontane nie vollendet und liegt nur in fragmentarischer Form unter dem Titel *Die Likedeeler* vor.<sup>1</sup>

Fontane kannte den Mythos von Störtebeker bereits seit seiner Kindheit und berichtet in *Meine Kinderjahre* (1893) davon, auf Usedom in einer Senke gespielt zu haben, die als „Störtebekers Kul“ bezeichnet wird (L-K, 42). Hermann Fricke, der die erste kommentierte Fassung des *Likedeeler*-Fragments editiert hat, sieht Indizien dafür, dass Fontane bereits um 1863 möglicherweise Pläne für eine Störtebekerballade hatte.<sup>2</sup> In einem unveröffentlichten Gedicht dieses Jahres taucht die „Räuberkuhle Störtebecks“ auf, außerdem bezeichnet er die Ostseeküste als „allerschönstes Balladenland“ (L-K, 42).<sup>3</sup> Die mythische Topographie seiner Kindheit schien ihn jedoch nicht zu weiterer Beschäftigung mit dem Störtebeker-Material zu veranlassen. Es bedurfte einer Reise an die Nordsee, um sich diesem zuzuwenden.

Eine erste Notiz zu einer Störtebeker-Erzählung entstand mutmaßlich in Ostfriesland im Juli 1880 und die erste intensive Arbeitsphase an dem Text begann auf der ostfriesischen Insel Norderney während einer zweiten Nordseereise 1882. Dabei unternahm Fontane auch Lokalstudien, konsultierte Historiker und Lehrer aus der Region und sammelte Quellenmaterial (vgl. L-K, 42–43). Dennoch wurde das Projekt erst fünf Jahre später wieder aufgegriffen, wie sich aus Fontanes Korrespondenz erschließen lässt. 1888 schreibt er an seinen Sohn, dass er vor habe, „wenn mir noch ein paar Jahre vergönnt sind, mit einem ganz balladesken historischen Roman, der um 1400 spielt, abzuschließen“ (L-K, 43). Die Ausarbeitung eines Großteils der heute erhaltenen Textfragmente begann Fontane jedoch erst im Frühjahr 1895, um die Arbeit daran in der zweiten Jahreshälfte einzustellen und sich dem *Stechlin* zu widmen (L-K, 44).

<sup>1</sup> Theodor Fontane: *Die Likedeeler*, in: ders.: *Fragmente. Erzählungen, Impressionen, Essays*, hg. v. Christine Hehle / Hanna Delf von Wolzogen, 2 Bde., Berlin/Boston 2016, Bd. 1: *Texte*, S. 38–96, Bd. 2: *Kommentare*, S. 35–59. Im Folgenden wird auf den Textband mit der Sigle „L, Seitenzahl“ und auf den Kommentarband mit der Sigle „L-K, Seitenzahl“ verwiesen.

<sup>2</sup> Vgl. Hermann Fricke: *Die Likedeeler. Theodor Fontanes letzter Romanentwurf*, Berlin 1938, S. 14.

<sup>3</sup> Vgl. ebd., S. 15.

Zunächst ist Fontane begeistert und schreibt am 16. März 1895 an Hans Hertz, dass er einen neuen Roman schreiben wolle, der eine Aussöhnung zwischen seinem frühen, romantischen Balladenstil und seiner modernen, realistischen Prosa sein solle (vgl. L-K, 43). Der Roman solle, so führt Fontane in dem Brief weiter aus, eine „phantastische und groteske Tragödie“ werden:

Er heißt ‚Die Likedeeler‘ (Likedealer, Gleichteiler, damalige – denn es spielt Anno 1400 – Kommunisten), einer Gruppe von an Karl Moor und die Seinen erinnernden Seeräubern, die unter Klaus Störtebeker fochten und 1402 auf dem Hamburger Grasbrook *en masse* hingerichtet wurden. Alles steht mir fest, nur eine Kleinigkeit fehlt noch: das Wissen. Wie eine Phantasmagorie zieht alles an mir vorbei, und eine Phantasmagorie soll es schließlich auch wieder werden. Aber eh es dies wieder wird, muß es eine bestimmte Zeit lang in meinem Kopf eine feste Gestalt gehabt haben (L-K, 43, Hervorh. i. Orig.).

In einem anderen Brief an Friedrich Wilhelm Holtze schreibt Fontane: „Der Stoff in seiner alten mittelalterlichen Seeromantik und seiner sozialdemokatischen Modernität [...] reizt mich ganz ungeheuer, ich kann aber nicht eher an die Arbeit gehen, als bis ich mich mit so viel Wissen, wie ich vertragen kann, vollgesogen habe“ (L-K, 43). In beiden Briefen bemängelt er seinen Wissenstand. Für Fontane war eine umfangreiche Lektüre und tiefgreifendes Wissen das Fundament literarischen Schaffens.<sup>4</sup> Trotz seiner intensiven Beschäftigung mit dem Stoff, vom dem die Materialsammlung in den archivalischen Konvoluten zeugt, hat Fontane immer wieder Bemerkungen in das Fragment eingefügt, dass er dies oder jenes noch in Erfahrung bringen müsse (vgl. L, 54, 58, 60). Fontane mag sein gesammeltes historisches, geographisches und nautisches Wissen zunächst als nicht ausreichend erschienen sein. Doch kann es nicht an seinem Mangel an Wissen gelegen haben, dass der Text unvollendet geblieben ist, da er im Frühjahr 1895 bemerkt: „Was Störtebeker und die Likedeeler angeht, so habe ich jetzt alles, ein angenehmer Zustand.“<sup>5</sup>

Fontanes Hintergrundwissen bildete zwar ein notwendiges Fundament, hinreichend scheint es jedoch für ihn nicht gewesen zu sein. Im Nachdenken über den historischen Roman und das Verhältnis von Poesie und Geschichte äußert er sich wie folgt: „Die Studien allein machen es freilich nicht, ein historischer Blick und ein rückwärts gewandtes prophetisches Ahnungsvermögen müssen hinzukommen.“<sup>6</sup> Trotz seiner „rücksichtlos lebenswahren und kritischen Gesellschaftsschilderung“<sup>7</sup> ging es Fontane nicht um die akribische Darstellung von Details und die bloße Nachahmung einer historischen Realität. Zwar hatte er durchaus Sympathien für den Naturalismus des späten 19. Jahrhunderts, doch in Bezug auf Stil

<sup>4</sup> Vgl. Johan van der Zande: Theodor Fontane and the Study of History, in: Clio 16.3, 1987, S. 221–233, hier S. 227.

<sup>5</sup> Fontane zit. n. Fricke: Fontanes letzter Romanentwurf, S. 66.

<sup>6</sup> Fontane zit. n. ebd., S. 37.

<sup>7</sup> Georg Lukács: Deutsche Literatur im Zeitalter des Imperialismus. Eine Übersicht ihrer Hauptströmungen, Berlin 1947, S. 15.

und Komposition hielt er Distanz zu dieser literarischen Bewegung. Stark beeinflusst von den historischen Romanen Walter Scotts<sup>8</sup> hebt er die fundamentalen menschlichen Charakteristika heraus, die über die Geschichte hinweg unverändert bleiben und sich in verschiedenen Epochen lediglich unterschiedlich ausdrücken.<sup>9</sup> So ist er sich sicher, dass „jeder echte Poet ein Verständnis für das Historische mitbringt. Wem sich das Leben erschließt, dem erschließen sich auch die Zeiten. Denn zu allen Zeiten wurde gelebt.“<sup>10</sup> Fricke schließt aus Fontanes Bemerkungen zur historischen Literatur, dass es ihm in Bezug auf den Stoff nicht so sehr auf die historischen Fakten ankam als vielmehr auf die transhistorischen „Kräfte des Lebens“, wodurch eine geschichtliche Wahrheit im literarischen Kunstwerk zum Tragen kommen sollte: „Vergangenheit und Gegenwart, Romantik und Realismus, müssen in innerer Wahrheit eine Einheit bilden können, sonst können sie nicht Gegenstand der Dichtung sein.“<sup>11</sup> Die Einheit von mittelalterlicher Seeromantik und sozialdemokratischer Modernität, die Fontane im Störtebeker-Stoff findet und die formal in der Aussöhnung zwischen seinen frühen Balladen und seinen späteren realistischen Romanen zum Ausdruck kommen soll, scheint für Fontane der faszinierende poetische Kern seines Projekts gewesen zu sein. Die Synthese aus realistischer Prosa und versgebundener Balladenform, vermittelt durch den historischen Stoff, mag ein zu gewagtes Unterfangen gewesen sein. Thomas Mann schlussfolgert: „Ruhig und mit Fontanischer Skepsis gesehen: der Likedeeler-Plan war ein Plan des Ehrgeizes, der als solcher erkannt und verworfen wurde“.<sup>12</sup> Mann bedauert die Abwesenheit eines großen historischen Romans in der deutschen Literaturgeschichte: „Dies lauflose Versinken einer so neuen und hohen, so klar erschauten Aufgabe, dies stille Absterben einer begeisternden, Unsterblichkeit verheißenden Konzeption giebt zu denken.“<sup>13</sup> Und er fragt sich: „War die Zeit noch nicht erfüllt?“<sup>14</sup> Gustav Radbruch schließt sich der Einschätzung Manns an, dass es sich um eine „großartige Konzeption“ handle, und ebenso dessen Bedauern, dass diese nicht ausgeführt wurde.<sup>15</sup>

Walter Müller-Seidel spekuliert, dass die Arbeit an den *Likedeeletern* durch Fontanes „rege gewordenes Interesse am politischen Zeitgeschehen“ in den Hintergrund gedrängt worden sein könnte.<sup>16</sup> Er bescheinigt dem *Likedeeeler*-Projekt

---

<sup>8</sup> Vgl. van der Zande: *Fontane and the Study of History*, S. 222.

<sup>9</sup> Vgl. ebd., S. 226–227.

<sup>10</sup> Fontane zit. n. Fricke: *Fontanes letzter Romanentwurf*, S. 37.

<sup>11</sup> Ebd., S. 38.

<sup>12</sup> Thomas Mann: *Der alte Fontane* (1910), zit. n. L-K, 44.

<sup>13</sup> Ebd.

<sup>14</sup> Ebd.

<sup>15</sup> Gustav Radbruch: *Theodor Fontane oder Skepsis und Glaube*, Leipzig <sup>2</sup>1949, S. 37.

<sup>16</sup> Walter Müller-Seidel: *Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland*, Stuttgart <sup>2</sup>1980, S. 428.

zwar, dass es ein historischer Roman „von erregender Aktualität“<sup>17</sup> hätte werden können, doch statt sich der politischen Fragen im historischen Kostüm<sup>18</sup> anzunehmen, gehe Fontane sie direkt an. Der Roman, der stattdessen fertiggestellt wurde, war *Der Stechlin*, in dem die politischen Themen aus dem *Likedeeler*-Fragment vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Politik behandelt werden und in dem Müller-Seidel jene sozialdemokratische Modernität verwirklicht sieht.<sup>19</sup> Damit bleibe „der Zeitroman [...] gegenüber dem historischen Roman erfolgreich“, und die akuten gesellschaftlichen Fragen hätten zum „lautlosen Versinken“ der *Likedeeler* geführt.<sup>20</sup> Das ist vor dem Hintergrund der Zuwendung zu einem zeitgenössischen Stoff im *Stechlin* plausibel. Obwohl Fontane sich aufgrund „seiner allmählichen Enttäuschung am Preußentum“<sup>21</sup> zu einem Gesellschaftskritiker entwickelte und in den 1890er Jahren begann, sich für Sozialdemokratie und Kommunismus zu interessieren, trat er nie in Opposition zum Kaiserreich und betrachtete diese Fragen aus einer eher christlichen Perspektive.<sup>22</sup> Fred Genschmer hat deshalb noch eine andere Erklärung. Da Fontanes Verleger im Sommer 1895 die Publikation von *Die Poggenpuhls* verweigerte, weil die Darstellung des Adels als zu satirisch hätte verstanden werden können, sah sich Fontane, der keinesfalls den Adel anfeinden wollte, genötigt, seine Haltung klar zu stellen und brach die Arbeit an *Die Likedeeler* ab, um den *Stechlin* zu schreiben.<sup>23</sup>

Fontane folgt dem poetologischen Prinzip, dass der Roman „ein Bild der Zeit sein [soll], der wir selber angehören, mindestens die Widerspiegelung eines Lebens, an dessen Grenze wir selbst noch standen, oder von dem uns unsere Eltern noch erzählten.“<sup>24</sup> Dennoch lässt Fontane „den aus Heimweh nach der eigenen Welt erwachsenden historischen Roman“ als Ausnahme gelten.<sup>25</sup> Wenn die Einheit von moderner Form und mittelalterlichem Stoff nicht deswegen scheiterte, weil Fontane es nicht gelungen wäre, die Erzählung mit Wissen um realistisch-historische Details anzureichern, lag es dann daran, dass die von Mann und Radbruch so hoch gelobte Konzeption zu ambitioniert war? Werden die poetologischen Ausführungen Fontanes, die Frage Thomas Manns, ob die Zeit noch nicht reif dafür war, und die Einschätzung Müller-Seidels, dass das *Likedeeler*-Frag-

---

<sup>17</sup> Ebd., S. 426–427.

<sup>18</sup> Vgl. van der Zande, S. 226. Dort bezieht er sich auf eine Aussage Fontanes, dass der historische Unterschied im „Kostüm“ liege.

<sup>19</sup> Vgl. Müller-Seidel: Soziale Romankust, S. 427.

<sup>20</sup> Ebd., S. 428.

<sup>21</sup> Lukács: Deutsche Literatur, S. 16.

<sup>22</sup> Vgl. Radbruch: Skepsis und Glaube, S. 37.

<sup>23</sup> Vgl. Fred Genschmer: Theodor Fontane. A Study in Restraint, in: Monatshefte für Deutschen Unterricht 33.6, 1941, S. 265–274, hier S. 270.

<sup>24</sup> Fontane zit. n. Fricke: Fontanes letzter Romanentwurf, S. 37. Vgl. dazu die Bemerkungen zu Fontanes Poetik in Lukács: Deutsche Literatur, S. 68.

<sup>25</sup> Fontane zit. n. Fricke: Fontanes letzter Romanentwurf, S. 37.

ment eine ‚erregende Aktualität‘ aufweise, aber dennoch durch den Zeitroman in den Hintergrund gedrängt worden sei, nebeneinander gestellt, dann erweist sich das Verhältnis zwischen der Entstehungszeit der Erzählung zur Geschichtlichkeit des Stoffes als offensichtlich problematisch: Hatte das Projekt nun Potential, mit der Aktualisierung des Mythos von Störtebeker zeitgenössische Fragen zu thematisieren oder nicht? War der Text, wie er konzipiert war, noch nicht oder nicht mehr möglich? Muss das Scheitern des Romans daher als eine historische Notwendigkeit betrachtet werden? Auf diese Fragen wird am Ende des Kapitels zurückzukommen sein.

Bemerkenswert ist, dass die Idee Fontanes lebendig blieb. In den Störtebeker-Romanen von Georg Engel (1920) und Willi Bredel (1950) finden sich Elemente und Motive aus Fontanes Fragment wieder. In Bezug auf Engels *Klaus Störtebeker* erklärt Fricke dies damit, dass Arthur Eloesser, der Einblick in Fontanes Entwürfe hatte, Engel möglicherweise Informationen zukommen ließ.<sup>26</sup> Bredel wiederum könnte Frickes Likedeeler-Edition von 1938, ebenso wie Engels Roman, bereits gekannt haben. Obwohl es Fragment geblieben ist, hatte *Die Likedeeler* Einfluss auf die deutsche Literaturgeschichte, und in dem uns überliefernten Material zeigt sich die imaginative Kraft, die von dem mythischen Stoff um Störtebeker ausgeht. Dies rechtfertigt es, dieses bisher sowohl von der Fontane- als auch von der Störtebeker-Forschung wenig beachtete Textfragment genauer zu untersuchen. Nach Frickes Erstveröffentlichung (1938) erschien der Text in den Fontane-Ausgaben von Walter Keitel (1964) und von Rainer Bachmann und Peter Bramböck (1975).<sup>27</sup> Aktuell liegen Fontanes Fragmente hervorragend aufgearbeitet in der, im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs von Christine Hehle und Hanna Delf von Wolzogen herausgegebenen, zweibändigen Ausgabe von 2016 vor. Diese dient mir als Textgrundlage.<sup>28</sup>

Aufgrund des Fragmentcharakters lässt sich der Text nicht als geschlossene Narration darstellen. Dennoch können einzelne Erzählstränge herausgearbeitet werden, die trotz variierender Fassungen in eine ähnliche Richtung gehen. Es liegen zwei Novellenentwürfe von 1882 sowie zwei Inhaltsentwürfe des Romans von 1895 mit mehreren ausgeführten Kapitelentwürfen vor. Das erste Kapitel des Romans liegt in drei Fassungen, das zweite in zwei Fassungen vor. Für die Kapitel drei bis sieben und das Schlusskapitel liegen ebenfalls Entwürfe vor. Die Änderungen Fontanes betreffen Details, wobei er den groben erzählerischen Rahmen beibehält. Während die beiden ersten Entwürfe für die Novelle in der Ost-

<sup>26</sup> Vgl. ebd., S. 139. Wobei Fricke sich nicht mit antisemitischen Anspielungen gegenüber Engel und Eloesser zurückhält.

<sup>27</sup> Theodor Fontane: Die Likedeeler, in: ders.: Fragmente und frühe Erzählungen. Nachträge (Sämtliche Werke 24), hg. v. Rainer Bachmann und Peter Bramböck auf Grundlage der Fontane-Ausgabe von Walter Keitel, München 1975, S. 353–395, S. 925–959.

<sup>28</sup> Alle Hervorhebungen (Kursivschrift oder Unterstreichungen) habe ich übernommen. In den Zitaten sind Zeilenumbrüche, die teilweise verschiedene Varianten hervorheben, mit Schrägstrich (/) markiert.

see, kurz nachdem die Vitalier von Gotland vertrieben wurden, ihren Ausgangspunkt nehmen (vgl. L, 46, 48), beginnt die spätere Romanerzählung mit dem Eintreffen Störtebekers in Marienhafen an der ostfriesischen Nordseeküste (vgl. L, 51, 64, 73, 75, 77). In allen Varianten bezieht sich die Handlung auf die späte Phase der Vitalienbrüder in der Nordsee. Ihre Geschichte als Kaperfahrer in mecklenburgischen Diensten auf der Ostsee, ihre Blüte, ihre Unabhängigkeit als Likedeeler-Gemeinschaft und ihre Niederlage gegen den Deutschen Orden werden durch retrospektive Binnenerzählungen in die Narration eingebettet. Fontane konzentriert sich auf den Versuch Störtebekers, in Ostfriesland eine egalitäre Kolonie zu etablieren und schließlich auf das Scheitern dieses Vorhabens. Die Dynamik der Handlung resultiert aus dem Ineinandergreifen von politischen Spannungen und der persönlichen Liebesbeziehung zwischen Störtebeker und Geta ten Bröke. Die Konflikte, die dazu führen, dass Störtebeker und die Likedeeler zu den Waffen greifen und auf das Meer hinausfahren, werden mit dem Wunsch nach Ruhe, Frieden, Sesshaftigkeit und familiärem Glück kontrastiert. Darin eingewoben finden sich Fragen nach Recht, Macht und Strafe, nach Schuld, Buße und Vergebung. Was uns vorliegt, lässt erahnen, welch epische Fülle das fertige Werk aufgewiesen hätte. So ist Thomas Manns oben zitierte Einschätzung, dass in dem unvollendeten Text der Keim des größten deutschen historischen Romans des 19. Jahrhunderts liege, nachvollziehbar.

## *1. Die Likedeeler als Gemeinschaft der Freien und Gleichen*

„Likedeeler“ bedeutet „Gleichteiler“. Dieser Aspekt der sozialen Gleichheit wird in Fontanes Text immer wieder betont. Sie teilen die Beute untereinander gleich auf (vgl. L, 60), haben eine „allgemeine Wirtschaftskasse“ (L, 88) und praktizieren so eine kollektive Ökonomie. Standesunterschiede spielen keine Rolle. Auch wenn bei Fontane Störtebeker selbst ritterbürtig ist, heißt es über ihn und andere Likedeeler adliger Herkunft: „Aber ihr Adel unterschied sie nicht. Die See, der Ton und die Theilungsform in der sie lebten sorgten für Gleichheit. Sie waren Likedeeler und theilten alles, auch die Ehre (?). Es gab wohl Befehl und Gehorsam, aber sonst keine Unterschiede“ (L, 85–86). Obwohl es Hierarchien gibt, hängen diese nicht von einem Geburtsrecht ab, sondern von der Befähigung des Einzelnen (vgl. L, 79). Die Notwendigkeit von Befehlsketten zum Steuern eines Segelschiffs und zur Koordinierung von militärischen Operationen verhindert nicht, dass die Likedeeler sich als Schiffsgemeinschaft verstehen, die wortwörtlich im selben Boot sitzt. Den kollektivistisch-egalitären Charakter, den ihr Leben auf See und das Prinzip der Beuteteilung hervorgebracht haben, wollen sie bei der Besiedlung an Land bewahren. Ein großes Gemeinschaftsgebäude soll das Zentrum der Kolonie bilden:

das Mittelhaus, drin wir unsre Stores haben und unseren Proviant und drin wir gemeinsam sind und uns zu Tische setzen und unsre Lieder singen und unsre Andacht haben

und drin Wigbald seine Ansprachen halten kann und unser Reimer seine Lieder sagen und singen kann, das muß fest sein und sich unterscheiden und dazu müßt ihr die Steine und die Blöcke heranschaffen, die da über das Kraut hin in Massen umher liegen (L, 83–84).

Die Gemeinschaft braucht einen gemeinsamen Ort, an dem alle zusammenkommen können. Dass das Gemeinschaftshaus im Gegensatz zu den Unterkünften nicht aus Grassoden, sondern aus Stein gebaut werden soll, verweist auf seine Bedeutung für die Festigung der Gemeinschaft.

Die Likedeeler werden von Fontane in den beiden Briefen an Hertz und Holtze Kommunisten genannt. Ebenso wird die Siedlungskolonie bei Marienhafen im ersten Entwurf zum zweiten Kapitel als „ganz communistisch“ bezeichnet und Fontane notiert sich die Merkmale „Barackenstil, Veteranen=Colonie, Häuschen, Gäßchen, Fischfang, Angeln, Jagd“ (L, 46). Auch wenn hier die Marx'sche Formulierung anklingt, Kommunismus bedeute, „morgens zu jagen, nachmittags zu fischen, abends Viehzucht zu treiben, nach dem Essen zu kritisieren, wie ich gerade Lust habe, ohne je Jäger, Fischer, Hirt oder Kritiker zu werden“,<sup>29</sup> so hat dieser Kommunismus gerade keine ‚sozialdemokratische Modernität‘. An dieser Stelle scheint Marx eher eine Agrargesellschaft statt einer modernen Industriegesellschaft vorzuschweben, womit er unter dem Niveau der Produktivkraftentwicklung seiner Zeit bleibt. Dass die Likedeeler einen Agrar- und Raubkommunismus praktizieren, ist den gesellschaftlichen Verhältnissen um 1400 angemessen und orientiert sich an den egalitären und kollektivistischen Vorstellungen der häretischen Bewegungen und Baueraufstände des späten Mittelalters. Radbruch nennt Fontanes Likedeeler „Vorkämpfer eines christlichen Sozialismus und eines gereinigten Glaubens im Sinne Wicliffs und Hussens [...], Planer einer neuartigen sozial-staatlichen Gemeinschaft im Kampfe gegen die alte Kirche und den alten Herrenstand.“<sup>30</sup> Neben John Wyclif und Jan Hus wird im Fragment explizit auf Wat Tyler (hier „Walt Tayler“) verwiesen (L, 66). Obwohl Störtebeker sich gegen die „Irrlehren“ der englischen und böhmischen Häretiker wendet (L, 71), wird an anderer Stelle auf deren Einfluss in den Mannschaften und ihre Bedeutung für die Gemeinschaft hingewiesen:

Es waren Leute von aller Welt Ecken und Enden, aus Polen und Wenden viele von Rügen und Bornholm und die meisten von der Weser und Elbe, von Holland und eine ganze Zahl auch von England. Das waren die ältesten und schon lange bei der Flotte [...] und von ihnen kam auch die Organisation (?). Es waren Wicliffanhänger, die den Baueraufstand in England mitgemacht hatten und die Lehre von der Theilung von Grund und Boden und von Hab und Gut und allem irdischen Besitz mitgebracht und die Grundsätze mitgebracht und eingeführt hatten, um derentwillen sie alle die ‚Likedeeler‘ hießen. Sie hatten keines der Schiffe unter Commando aber sie waren die Steuerleute und Vollmatrosen und herrschten eigentlich. Was sie sagten, das galt und nur selten daß Störtebeker eisern durchgriff (L, 86).

<sup>29</sup> MEW 3, S. 33.

<sup>30</sup> Radbruch: Skepsis und Glaube, S. 37.

Zwar führen Störtebeker, Gödeke Michels und Magister Wigbold das Kommando an Bord, aber bei weitreichenden Entscheidungen haben die Mannschaften immer mitzureden. So erklärt Störtebeker nach der Zuteilung des Siedlungsgebiets an der Ley dem Probst: „Ich werde das Weitere mit meinen Schiffsführern berathen, die mir mittheilen müssen, was sie selber wünschen und was die Leute wünschen, die jedem unterstellt sind. Denn unsere Leute haben viel Freiheit“ (L, 76). Auch wenn es Hierarchien gibt, handelt sich nicht um eine Bande, in der unmittelbarer Zwang, das Recht des Stärksten, gilt. Die Gleichheit der Likedeeler ist nicht repressiv, sondern geht mit einer relativen Freiheit einher. Es handelt sich um eine kooperative Genossenschaft, deren Mitglieder sich freiwillig bestimmten Regeln unterwerfen, und damit gleiche Rechte und Pflichten haben (L, 60). Die Likedeeler erzählen den friesischen Dorfbewohnern, „wie *sie's* so ganz anders halten. Alles frei, alles getheilt. Aber ehrlich sein und kein Unfug und kein Ungehorsam, sonst hängt man an der Raae. So muß es sein“ (L, 65, Unterstr. i. Orig.). Und Störtebeker sagt: „Freiheit wo kein Vergehen ist und wo Vergehen ist an die Rahe. Wenig Gesetze sind immer gut, viel Gesetze sind immer schlecht“ (L, 84). Es gibt also Gesetze und auch Strafen. Fontane weiß, dass über die innere Organisation der historischen Likedeeler nichts bekannt ist, notiert aber: „Gewisse Gesetze und Ordnungen mögen wohl da gewesen sein, um die Genossenschaft als ein Ganzes zusammen zu halten“ (L, 56). Folglich erscheinen sie im Text zwar nicht als autoritäre, aber auch nicht als anarchische Gemeinschaft. Die Likedeeler sind explizit nicht gesetzlos, was ihre innere soziale Ordnung betrifft.

Die Ideale der Likedeeler von Gleichheit und Freiheit, von Gemeinschaft, Solidarität und Loyalität werden im Refrain eines programmatischen Liedes zum Ausdruck gebracht: „Jedem Sein's und like Deel /All in eins und like Deel“ (L, 68). „Jedem Sein's“ ist ein Prinzip, das seit Platon als grundlegende Definition von Gerechtigkeit gilt.<sup>31</sup> Bei Platon bedeutet das, dass jeder seine Pflichten verrichtet, aber auch, dass jeder bekommt, was ihm zusteht. Im Kontext der Likedeeler kann das so verstanden werden, dass jeder seinen Beuteanteil bekommt und dass jeder tun kann, was er möchte, so lange die Pflichten an Bord ausgeführt werden. Diese Regel bestimmt Gerechtigkeit als Verhältnis von Gleichheit und Freiheit der Individuen. „All in eins“ betont die Prinzipien von Solidarität und Loyalität, die für das Kollektiv gelten. Insofern das Lied eine Grundnorm der Gemeinschaft ausdrückt, kann es als deren Gesetz gelten, das die Form ihrer sozialen Ordnung bestimmt. Wie der Hinweis mit dem Aufknüpfen an der Rahe andeutet, wird zur Aufrechterhaltung dieser Ordnung Gewalt angewendet, d. h. über die Einhaltung der Gesetze mit Androhung der Todesstrafe gewacht. Der Tod als einzige Strafform für alle Vergehen mag zwar der Anforderung an „wenig Gesetze“ entsprechen. Diese scheint aber durch ihre Undifferenziertheit grausam.

---

<sup>31</sup> Vgl. Platon: Politeia, in: ders.: Sämtliche Werke, Bd. 2, hg. v. Ursula Wolf, übs. v. Friedrich Schleiermacher, Reinbek<sup>34</sup>1994, S. 333–334 (433a–e).

Dies steht nicht nur im Widerspruch zu späteren Piratensatzungen,<sup>32</sup> sondern auch zum vorgeblich progressiven Charakter der Likedeeler. Fontane hielt es offensichtlich für notwendig, neben ihrer häretischen Frömmigkeit auch „ihre Wildheit“ und „ihre Grausamkeiten“ (L, 55) herauszustellen: „Ihr (der Likedeeler) Spruch war: ‚Gottes Freund und aller Welt Feind‘. Danach verfuhrten sie auch und das erklärt, daß so viel Widersprechendes in ihnen steckte und daß viele von ihnen gläubige Christen waren, wenn auch auf ihre Weise“ (L, 56, Unterstr. i. Orig.). Diese Widersprüchlichkeit der Likedeeler kommt in den Gedanken des Abts (der in den späteren Entwürfen zum Probst bzw. Prior wird) zum Ausdruck, als dieser sich wundert: „Es sollten Seeräuber sein und sie waren es auch. Aber sie waren es auch wieder nicht; da war vieles, was ein Rätsel war“ (L, 52).

Störtebeker zweifelt daran, dass die Likedeeler wirklich Gottes Freunde seien, sieht die Welt aber durchaus als feindlich an (vgl. L, 82). Andererseits wird deutlich, dass die Likedeeler sich in der Welt durchaus Freunde gemacht haben. Da sie persönliche Loyalität hochhalten und „Gutes mit Gutem erwidern“ (L, 80), können sie auf ein Netzwerk an Sympathisanten und Unterstützern zurückgreifen (vgl. L, 54). Ihre Prinzipien gehen über das Kollektiv hinaus. So teilen die Likedeeler ihre Beute auch mit der einfachen Bevölkerung, wie in den Entwürfen zur Ankunft Störtebekers in Marienhafen deutlich wird:

Vom Kirchhof aus auf dessen Grabsteinen Frauen in friesischer Tracht standen folgte man ihm; die Frauen hoben ihre Kinder in die Höh und wiesen auf ihn. / Is dat de Röwer? / Ja. Awers uns röwert er nich, uns giebt er. Er ist för arme Lüd und de, de riek sin, de hebben to veel. (L, 78)

In der Variante heißt es: „Kuck, Martin (*oder* Detlew) dat is he. De in de Mitt. dat is he. / De Röwer. / Ja. Awers he röwert nich arme Lüd. uns deiht he nix. Bloß de, de riek sin und – de hebben – to veel hebben. Uns giebt he wat“ (L, 78). In beiden Versionen wird deutlich: die Likedeeler berauben die Reichen, die zu viel haben, die Armen hingegen werden nicht nur verschont, sondern bekommen sogar noch etwas ab. Dass sich die Likedeeler dadurch die Unterstützung der Armen sichern, wird aus einer Bemerkung Störtebekers ersichtlich, wenn er über die friesischen Bauern sagt:

Sie werden Vortheile von uns haben, denn wir sind gute Käufer und nicht gewöhnt den Pfennig zu drehen und zu wenden. Unser Geld rollt rasch. Also Vortheile werden sie haben. Aber wir rechnen auch auf ihre Wohlgewilltheit und auf ihren guten Willen uns in allem / Rechten und Billigen / was recht und billig ist / , zu Willen zu sein. Wir mögen schlimme Feinde sein, aber wir sind auch unsern Freunden Freund (L, 76).

<sup>32</sup> Neben dem Tod sind übliche Strafen: Fußzahlungen, Aussetzen auf einer unbewohnten Insel, Peitschenhiebe und Verstümmelungen (Abschneiden der Ohren u. ä.), vgl. Thomas Pierson: Piraten. Skizze eines prekären Rechtslebens; in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte (Germanistische Abteilung) 128.1, 2011, S. 169–211, hier S. 193–196, S. 209–210.

Das lässt sich durch die Antwort des Probstes in einem späteren Entwurf der Unterhaltung ergänzen, als er auf die Frage Störtebekers nach den einheimischen Bauern antwortet: „Die meisten sind arm und wer arm ist, läuft dem zu der giebt. Und es heißt, Ihr gäbet dem armen Volk“ (L, 80). Ein weiterer Hinweis darauf, dass Fontane Störtebeker in die Tradition des edlen Räubers stellt, gibt ein Zeitungartikel über einen chinesischen Rebellenführer, den Fontane im Rahmen seiner Arbeit an *Die Likedeeler* aufbewahrte. Dort markierte er den Satz: „durch seinen Gerechtigkeitssinn, seine Tatkraft und Verwegenheit aber erwarb er sich nicht nur die Furcht, sondern auch die Achtung der Bevölkerung“ (L, 75). Im Bild Störtebekers und der Likedeeler, wie es Fontane konzipiert, lässt sich die Vorstellung eines typischen Sozialbanditentums, wie es von Hobsbawm aufgefasst wird, erkennen.<sup>33</sup> Wenn Fontane in seinem Brief an Hans Hertz einen expliziten Bezug zu Karl Moor und Schillers *Die Räuber* herstellt (vgl. L-K, 43), wird deutlich, dass er das Projekt bewusst in eine Erzähltradition einreicht. Zumal anzunehmen ist, dass Fontane durch die nachgewiesene Lektüre von Percys *Reliques of Ancient English Poetry* mit den Balladen von Robin Hood vertraut gewesen sein dürfte und zudem Walter Scotts Outlaw-Roman *Rob Roy* kannte.<sup>34</sup>

Während einerseits die Frage der Gerechtigkeit als Freiheit und Gleichheit durch das innere Gesetz der Gemeinschaft thematisiert wird, verhandeln die Likedeeler als Sozialbanditen den Widerspruch von Recht und Gerechtigkeit nach außen. Dies wird deutlich an ihrem Verhältnis zur Hanse. Als Vitalienbrüder, als Söldner in mecklenburgischen Diensten, konnten sie sich auf ein Recht berufen, das in Form von Kaperbriefen einer souveränen Macht ihr Raubgeschäft legitimierte: „Als wir unter Wismarscher Flagge fuhren und den König Albrecht, den die schwarze Margarethe gefangen gesetzt, befreien sollten, als wir noch, wie nun mal die Leute sprechen, ehrlich waren und ehrlichen Krieg führten“ (L, 79). Die Legitimität der Gewaltanwendung durch die Kaperbriefe kann auch vor Gott ge-rechtfertigt werden: „Sie waren so überzeugt von ihrem Recht zum Seeraub, daß sie in Stockholm eine Messe ‚zu König Albrechts Ehre‘ stifteten“ (L, 60). Die Verbitterung der Likedeeler gegenüber der Hanse röhrt daher, dass der Friedensschluss zwischen Dänemark-Norwegen und Mecklenburg-Schweden mit der Schließung der Häfen der mecklenburgischen Hansestädte Wismar und Rostock für die Kaperfahrer einherging, was als Verrat und Loyalitätsbruch wahrgenommen wurde. Indes hielten sie weiter an ihrer Vorstellung vom Recht auf Raub fest. In der Weihnachtspredigt argumentiert Probst Ludger mit Hinweis auf die Bergpredigt gegen diese Vorstellung: „Selig sind die Friedfertigen‘ spricht er. Alle Gewalt ist wider das Gebot und den Willen des Herrn“ (L, 91). In seiner Gegenpredigt antwortet Magister Wigbold auf diese Forderung nach Gewaltverzicht:

<sup>33</sup> Vgl. Müller-Seidel: Soziale Romankunst, S. 198.

<sup>34</sup> Vgl. Fricke: Fontanes letztes Romanfragment, S. 11–12. Unklar ist, ob Fontane *Ivanhoe* ebenfalls kannte. Aufgrund seiner Verehrung von Scott dürfte dies aber wahrscheinlich sein.

Wer sind die Friedfertigen? Sind die Hansischen die Friedfertigen? Wir standen in ihrem Dienst. Da durften wir alles thun und es war nichts anderes als was wir jetzt thuen. Aber damals war es gut und recht und billig weil der hohe Rath mit dem Kopf dazu nickte, weil er den Vortheil davon hatte und jetzt wo sich's gegen ihn richtet, soll es wider Gottes Willen sein. Ist er dagegen, dann ist alles dagegen was wir thun und was die andern thun. Bloß, daß wir's nicht festhalten; wir geben es weiter, wir sind nicht friedfertig, aber wir sind die, die barmherzig sind. Wir geben und spenden.<sup>4</sup> (L, 91)

Wigbold spielt die Friedfertigkeit gegen ein anderes in der Bergpredigt verkündetes Prinzip, die Barmherzigkeit, aus.<sup>35</sup> Er gesteht zwar ein, dass die Likedeeler nicht friedfertig sind, weist aber darauf hin, dass die Hanse diesem Anspruch ebenso wenig gerecht wird. Da Ludger aus einem politischen Problem ein moralisches macht – und damit zum indirekten Sprachrohr der Hanse wird –, kehrt Wigbold diese moralische Anklage nun um. Im Gegensatz zur Hanse können sich die Likedeeler auf die Barmherzigkeit berufen, wodurch sie dieser moralisch überlegen sind, auch wenn sie als Seeräuber und Gesetzlose diffamiert werden. Der politische Kern der Predigt liegt aber darin, dass die Likedeeler die Autorität der Hanse und des hohen Rats nicht anerkennen und deren Anspruch, das Recht auf ihrer Seite zu haben, bestreiten: „Sie erkannten keinen weiteren Herren über sich an“ (L, 56). Als freie Seeleute sehen sich die Likedeeler keiner territorialen Herrschaft und deren Gesetzen unterworfen. Mit der Loslösung von Mecklenburg und der Formierung einer unabhängigen, parastaatlichen Organisationsform treten sie als souveräne Macht auf, die sich nach innen eigene Gesetze gibt, und nach außen politische Verträge eingeht (vgl. L, 70).<sup>36</sup> Ebenso wie jede andere souveräne Macht nehmen die Likedeeler für sich das Recht in Anspruch, legitimen Krieg zu führen.

Das Meer als Schlachtfeld erklären sie zu einer Zone dieser legitimen Kriegsführung, frei von gesetzlicher Bestimmung. Intuitiv folgen sie der von Hugo Grotius im frühen 17. Jahrhundert formulierten Doktrin des *mare liberum*, in der „die Freiheit, Gewalt anzuwenden und Beute zu machen“ postuliert wird.<sup>37</sup> In der Problematik der Likedeeler kommt die Frage nach legitimer und illegitimer Seebeutenahme im Spannungsfeld Kaperei/Piraterie zum Ausdruck. In den völkerrechtlichen Diskussionen wurde diese Frage seit dem frühen 16. Jahrhundert, mit Beginn der europäischen Entdeckungs- und Eroberungsreisen und den zunehmenden gewaltsamen Konflikten zwischen Freibeutern und europäischen

---

<sup>35</sup> Vgl. Matthäus 5, 7–9.

<sup>36</sup> Das mag eine Erklärung dafür sein, dass die Vitalienbrüder, die nicht an den Vertragsverhandlungen zwischen Dänemark, Mecklenburg und der Hanse beteiligt waren, sich auch nicht durch ein Abkommen gebunden fühlten. Dass die Vitalier durch Verträge eingebunden wurden, kam allerdings im Verlauf ihrer Geschichte immer wieder vor. Dies stärkte freilich ihr Selbstverständnis als eigenständigen Machtfaktor. Vgl. Puhle: Vitalienbrüder, S. 25–26, S. 29.

<sup>37</sup> Kempe: Fluch, S. 76.

Seemächten auf dem Atlantischen und Indischen Ozean, zunehmend bedeutsam.

Wenn Störtebeker Recht und Billigkeit gegenüber der friesischen Bevölkerung einfordert, zeigt Wigbolds Rede, dass sich dies auf den Anspruch der Likedeeler, Seeraub zu betreiben, erweitern lässt. Der Ausdruck ‚recht und billig‘ wird zwar in den Textstellen floskelfhaft eingesetzt, deutet aber auf einen rechtsphilosophischen Unterschied hin. Während ein Recht einen universalen Anspruch markiert, der als allgemeines Gesetz festgeschrieben werden kann, verweist ‚Billigkeit‘ auf die Lücke zwischen dem allgemeinen Gesetz und seiner konkreten Anwendung in einem bestimmten Fall.<sup>38</sup> Doch um diese Billigkeit als Auslegung eines Gesetzes geht es hier nicht. Es handelt sich vielmehr um konkurrierende Rechtsansprüche. Während des Dänisch-Mecklenburgischen Kriegs schuf der herzogliche Kaperbrief für die Vitalienbrüder einen Rechtsanspruch, der die Geltung der Gesetze, die Seeraub verbieten, zu unterlaufen vermochte. Nach Wigbolds Aussage zu urteilen, mag die Haltung der Hanse gegenüber den Vitalienbrüdern gewesen sein, deren Handlungen zu billigen, d. h. die Kaperbriefe als Ausnahme innerhalb der rechtlichen Rahmenbedingungen zu tolerieren. Mit Wiedereinsetzung der Rechtsbeziehungen durch den Friedensvertrag endete dieser Ausnahmezustand, der durch den Krieg geschaffen wurde. Würden die nun als Likedeeler neu organisierten, ehemaligen Söldner den Seeraub als billig betrachten, würden sie die generelle Geltung seines Verbots akzeptieren und könnten nur fordern, dass die Durchsetzung des Verbots nicht verfolgt wird. Damit würden sie aber die Autorität und Rechtshoheit der Hanse anerkennen und ihr die Berechtigung zusprechen, die Strafverfolgung zu unternehmen und Urteile zu fällen. Dies ist keineswegs der Fall. Sie leiten ihr Recht auf Raub nicht mehr nur durch die Kaperbriefe her, die ihnen eine Ausnahme im Rahmen des geltenden Gesetzes gewährten. Sie setzen sich selbst als Souverän und begründen ein neues Recht jenseits der alten Ordnung. Aus Sicht der Hanse werden sie damit tatsächlich zu Outlaws, da sie sich außerhalb der Rechtsordnung stellen, in deren Rahmen sie zuvor agiert haben. Kraft ihrer militärischen Durchsetzungsfähigkeit können die Likedeeler das Recht souveräner Gewaltausübung für sich in Anspruch nehmen – getreu dem Schmitt’schen Motto, dass Souverän ist, wer über den Ausnahmezustand bestimmt. Dies erahnt der Prior dunkel, wenn er zu Keno über Störtebeker sagt: „Er ist ein ehrlicher Fanatiker und wenn er dreizehn Hamburger an den Raaen seines Schiffes hängen lässt, glaubt er sich im Recht und vielleicht ist er's auch“ (L, 73). Störtebeker ist freilich kein religiöser, sondern ein politischer Fanatiker der Souveränität. Diese Souveränität drückt sich ‚innenpolitisch‘, in Bezug auf die soziale und rechtliche Organisation in der Selbstgesetzgebung der Likedeeler, sowie ‚außenpolitisch‘, in Bezug auf die umgebenden feindlichen wie freundlichen Mächte, im Anspruch, Verträge zu schließen und Krieg zu führen, aus. Das

---

<sup>38</sup> Vgl. Moser: Anomie, S. 60–61.

Gewaltpotential der Likedeeler erlaubt ihnen, einen Ausnahmezustand zu schaffen, in dem sie bestimmen können, welches Gesetz gilt und welches nicht.

Die topographischen Bedingungen des Meeres begünstigen die Autonomie und Souveränität der Likedeeler. Nach der rechtsphilosophischen Auffassung, dass das Meer generell gesetzlos sei, wäre der natürliche Zustand des Meeres der permanente Ausnahmezustand. Damit kann immer die stärkste Macht Souveränität beanspruchen. Im Kampf darum, wer über den Ausnahmezustand bestimmt, ist schon der Kriegszustand erreicht. Jedes gewonnene Gefecht mag zum Selbstverständnis der Likedeeler als souveräne Macht beitragen. Doch die gewaltsame Aneignung des maritimen Raums ist nicht von Dauer. Der ‚glatte‘ Raum lässt sich nicht besetzen und halten, nur durchqueren. Wenn auf dem Meer das Recht des Stärkeren gilt, dann droht jede feindliche Flotte, die den Likedeelern überlegen ist, damit, ihre entgegengesetzte Rechtsauffassung durchzusetzen. Die Kriegsmaschine der Piraten kann auf dem Meer kein dauerhaftes Recht, d. h. keine Staatlichkeit begründen. Die Transformation der Piratengemeinschaft in ein staatliches Gemeinwesen ist ein zentrales Thema für Fontane. Die Frage, wie sich durch den Krieg hindurch Recht und damit ein Gesellschaftszustand begründen lässt, entzündet sich nicht zufällig an der Piraterie.

Kempe stellt dar, dass im rechtphilosophischen Diskurs des 16. und 17. Jahrhunderts die Vorstellung, dass Räuber, Piraten oder Rebellen Staatlichkeit begründen können, ein Allgemeinplatz war.<sup>39</sup> Wie Kempe zeigt, gehört das Problem, „ob aus Gruppen illegitimer Räuberbanden legitime Gemeinschaftswesen entstehen können [...] seit jeher zum Kernbestand der Grundsatzreflexionen über das Verhältnis von Gerechtigkeit, Gesellschaft und Souveränität.“<sup>40</sup> Die Begründung einer politischen Ordnung durch Gewalt als „Anfangsparadox des Rechts“ setzt dennoch voraus, dass dem Transformationsprozess eine Unterscheidung zwischen Recht und Unrecht zugrunde liegen muss.<sup>41</sup> Die Unterscheidung zwischen Räuberbande und souveränem Staatswesen macht Kempe am Zweck der Vereinigung fest: Während eine Räuberbande sich zum Zweck des Raubes zusammenschließt und interne Gesetze nur zum Mittel der Organisation dienen, schließt sich ein staatliches Gemeinwesen zum Genuss des Rechts als Selbstzweck zusammen. Hinzu kommt, dass sie nicht mehr als gesetzlose Feinde betrachtet werden, sobald sie ein Territorium gesichert haben.<sup>42</sup> Kempe verkennt, dass Recht nie ein Selbstzweck, sondern eine Zweck-Mittel-Relation ist. Doch die Annahme, dass die territoriale Verankerung die Voraussetzung für die Transformation der Piratenorganisation zu einer Rechtsgemeinschaft ist, zeigt sich auch bei Fontane. Magister Wigbold erklärt: „Die Griechen [...] waren Seeräuber. Sie nannten das Colonien. Das wollen wir auch“ (L, 78). Wigbold stellt die Likedeeler in eine an-

<sup>39</sup> Vgl. Kempe: Fluch, S. 234–237.

<sup>40</sup> Ebd., S. 234.

<sup>41</sup> Ebd., S. 236.

<sup>42</sup> Vgl. ebd., S. 235.

tike Tradition, nach der ein Rechtsanspruch durch Landnahme – im Zweifel auch durch kriegerische Eroberung – begründet wird. Der Zusammenhang von Territorium und Recht soll die Souveränität der Likedeeler legitimieren. Dieses Vorhaben ist auf der Insel Gotland, von wo die Likedeeler vom Deutschen Orden vertrieben worden sind, gescheitert. Nun soll bei Fontane ein solches Territorium auf dem Stück Land bei Marienhafen entstehen. Ihre Siedlungskolonie gründen die Likedeeler allerdings nicht durch gewaltsame Eroberung, sondern in Übereinkunft mit dem Probst, von dem sie Kirchenbesitz zugewiesen bekommen. Es ist ein Abkommen in gegenseitigem Interesse:

da sollt ihr Eure Hütten und Eure Häuser bauen und Euer Gemeinwesen haben und ein Gemeinwesen aufbaun gründen nach Euern Gesetzen und unserm Volk ein Vorbild geben. [...] Und die Kirche wird Euch schützen in Euerm Recht, wenn ihr das Recht der Kirche schützt gegen ihre Feinde (L, 71).

Es handelt sich um einen Tausch – Rechtsschutz gegen Land und Rechtsschutz. Der Tauschvertrag zwischen freien und unabhängigen Subjekten, der hier Eigentum und Rechtsanspruch begründet, ist der Kern der bürgerlichen Rechts- und Wirtschaftsordnung. Dadurch beweisen die Piraten ihren Willen, ein zivilisiertes politisches Gemeinwesen zu begründen. Mit dem Ziehen der Furchen, um die Anlage der Gebäude zu bestimmen (vgl. L, 85), erwerben die Likedeeler nicht nur den Rechtstitel darauf, sondern nehmen das Land tatsächlich in Besitz, indem sie es kerben und bearbeiten. Die Schaffung der Kolonie ist ein gesellschaftlicher Gründungsakt, der den Anspruch der Likedeeler auf politische und rechtliche Unabhängigkeit, der auf dem Meer prekär bleibt, durch die Übersiedlung an Land festigen soll. Aus einer maritimen Gemeinschaft soll eine legitime territoriale Macht werden. Die Anerkennung der politischen Autonomie der Likedeeler wird durch den Tauschhandel mit dem Probst bestätigt. Der langfristige Erfolg dieses Transformationsprozesses knüpft sich aber an den Erfolg der Kolonie.

## *2. Kolonie und Seefahrt: Der Widerspruch zwischen Land und Meer*

Ostfriesland scheint ein guter Ort für die Kolonie, da die politischen Verhältnisse unübersichtlich und instabil sind. Zwar gilt hier das friesische Landrecht, auf das Fontane mit der Erwähnung des Upstallsbooms verweist (L, 62), doch es herrscht ein latenter Kriegszustand, der jederzeit in blutiger Fehde zu eskalieren droht. Der Probst weist darauf hin: „Es ist ein eigen Land, dies Ostfriesische. Krieg aller gegen alle. Euer Magister würde es uns in gutem Latein geben“ (L, 79).<sup>43</sup> Die Ab-

<sup>43</sup> Der Zusatz spielt auf Thomas Hobbes' *bellum omnium contra omnes* aus dem *Leviathan* an. In der Übersetzung von Euchner: „Krieg eines jeden gegen jeden“, Hobbes: Leviathan, S. 96. An anderer Stelle sagt Störtebeker zum Prior: „Es ist ein Krieg aller gegen alle. Der ten Brooke ist gegen den Beninga und beide sind gegen den Allinga und den Cirksena und

wesenheit einer konsolidierten Herrschaft über das Territorium bietet den Like-deelern die Chance, mit geschickter Bündnispolitik und militärischer Stärke ihre Vorstellungen von Gesellschaft durchsetzen zu können. Hier soll ein neues „Reich, mit dem Himmel auf Erden, mit dem Mitleid, mit der Liebe“ (L, 73) entstehen, das von Keno ten Bröke zunächst skeptisch beäugt wird.

Eine Möglichkeit, die Fontane aufzeigt, ist, dass Störtebeker durch die Heirat mit Kenos Tochter dessen Erbe antreten könnte und die Likedeeler dann mit der friesischen Bevölkerung verschmelzen würden. Als Admiral der Likedeeler und friesischer Häuptling könnte Störtebeker die territoriale Herrschaft über das Brockmerland festigen. Die Ehe würde den Anspruch auf politische Souveränität dynastisch legitimieren. Der Hinweis auf den Upstallboom, der für die Autonomie und proto-demokratische Verfassung der friesischen Landgemeinden steht, deutet die Nähe zwischen den Idealen der Likedeeler und der friesischen Rechtstradition an. In Ostfriesland gab es im 13. und 14. Jahrhundert keine Leibeigenschaft. Die Rechtsordnung wurde zu Pfingsten von gewählten Vertretern gemeinsam gestaltet.<sup>44</sup> Es gäbe damit die Möglichkeit, dass die Gesetze der Likedeeler, oder zumindest einige Aspekte davon, auf diese Weise in das friesische Landrecht übernommen werden könnten. In der friesischen Rechtstradition bekommen Recht und die Freiheit der Friesen einen konkreten Ort zugewiesen, der – wie Robin Hoods Versammlungsplatz im Wald – von alten Eichen gesäumt ist (vgl. L, 62). Dass Naturzeichen wie Bäume als Zeugen eines Rechtsvertrags fungieren, hat eine lange Tradition und betont den landgebundenen Charakter der sozialen Ordnung.<sup>45</sup> Dagegen erscheint das Meer in seiner Liquidität und Glätte als ein Ordnung und Struktur auflösender Bereich.

Die utopischen Vorstellungen brauchen einen konkreten Ort, an dem sie verwirklicht werden können. Foucault versteht eine Heterotopie als Verwirklichung einer Utopie und bezeichnet das Schiff als „Heterotopie *par excellence*“.<sup>46</sup> Es ist der ganz andere Ort, an dem die Regeln des Lebens an Land aufgehoben werden können. Obwohl bei Fontane das Piratenschiff auf dem Meer ein Ort ist, an dem die Ideale der Likedeeler bereits praktiziert werden, reicht das nicht aus, um Recht und Gesellschaft zu stiften. Das Schiff auf dem Meer ist ein ortloser Ort, der nicht fest fixierbar ist, und bleibt bei Fontane damit ein Nirgendwo, eine

---

alle wieder sind gegen den Bremer Erzbischof und gegen euch“ (L, 71). *Alle gegen alle* ist auch der Titel des Slime-Albums, auf dem der im ersten Kapitel erwähnte Song „Störtebeker“ zu finden ist.

<sup>44</sup> „Dies sind die Überküren aller Friesen. Erstens, daß sie einmal im Jahre am Dienstag in der Pfingstwoche zu Upstalsbom zusammenkämen und daß man dort alle Rechte bespräche, die die Friesen halten sollten. Wenn irgend jemand ein besseres (Recht) wüßte, sollte man das weniger richtige aufgeben und das bessere befolgen.“ Wybren Jan Buma / Wilhelm Ebel (Hg.): *Das Emsiger Recht. Altfriesische Rechtsquellen. Texte und Übersetzungen*, Bd. 3, Göttingen 1967, S. 97.

<sup>45</sup> Vgl. Moser: *Gespenst*, S. 46–47.

<sup>46</sup> Foucault: *Von anderen Räumen*, S. 327 (Hervorh. i. Orig.).

Utopie im Wortsinn. Auch die Kolonie lässt sich laut Foucault als Heterotopie beschreiben, in der utopische Vorstellungen umgesetzt werden können.<sup>47</sup> Während das Schiff bei Foucault die Kolonie mit der Welt verbindet, tritt die Kolonie in *Die Likedeeler* in einen Gegensatz zum Schiff. Fontane zitiert einen „alte[n] Chronist[en]“: „Sie hatten keine Heimath als wie die Stelle wo sie rauben konnten“ (L, 56). Doch Störtebeker möchte, „daß wir eine feste Stätte fänden, daß wir wo heimisch würden“ (L, 83) bzw. „betont, daß er ruhebedürftig sei und eine Friedensansiedelung wünsche“ (L, 66). Heimatlosigkeit und Raubgeschäft gehen Hand in Hand. Erst die Gründung der Kolonie gibt eine Perspektive für ein friedliches Leben. Der Himmel auf Erden kann nicht auf dem Meer realisiert werden, sondern braucht festen Grund. Fontanes Text knüpft die Möglichkeit, die Utopie zu verwirklichen und eine soziale Ordnung zu legitimieren, an das Land. Das Gesetz der Likedeeler kann nur dann Recht werden, wenn auf einem eigenen Territorium der Makel der seegebundenen Piraterie überwunden wird. Erst an Land können sie an einem konkreten Ort adressiert und damit wirklich vertragsfähig werden. Der Zusammenhang von Recht und Territorium zwingt die Likedeeler an Land, da sie ansonsten der Rechtflosigkeit und Gewalt des Meeres verhaftet bleiben. Die Transformation der Likedeeler von einer maritimen Existenzweise in eine landgebundene erscheint demnach als Prozess der Zivilisierung.

Der Fokus auf die Kolonie im Fragment macht die Möglichkeit und das Scheitern der Zivilisierung der Piraten zum zentralen und historisch bedeutenden Thema des Textes. Die Kolonie wird nicht nur als spezifische Form der Vergemeinschaftung beschrieben, sondern auch präzise in der Topographie der Küstenregion Ostfrieslands verortet:

[Der Prior] trat an einen größeren in der Mitte des Zimmers stehenden Tisch heran auf dem Karten und Zeichnungen lagen, mehr bildliche Darstellungen als Karten, aber dazu bestimmt als Karten zu dienen. / ,Ihr werdet Euch ohne Mühe zurechtfinden‘ fuhr er fort Euer Seemannsauge ist daran gewöhnt See und Land zu überschauen. Hier das Meer und hier die Ems. Und hier die Ley weit ausbiegend ins Land bis auf Marienhafe zu, hier liegt das Dorf und hier die Priorei und hier das Bollwerk dran Eure fünf Schiffe liegen. Das Ufer diesesfalls fällt steil ab, aber drüben ist es flach und steigt erst allmählich an bis es diesen Höhenrücken erreicht, einen breiten Geeststreifen, der bis an das Auri-cher Moor läuft. Und dieser breite Geeststreifen mit seinem Abhang der schräg bis an die Ley läuft, dieser Streifen, der drüben in Parallellinien mit Euren Schiffen läuft, so daß Ihr von der Höhe her Euer Schiffseigenthum immer vor Augen und wie unter Ob-hut habt, dieser Geeststreifen sei Euer. Da laßt Euch nieder. (L, 80)

Die kartographische Verortung der Kolonie darf nicht nur rein illustrativ verstanden werden. Eine Karte ordnet die Orte und setzt sie in Relation zueinander. Damit präfiguriert der Zusammenhang von Karte und Ordnung den Zusammenhang von Territorium und Recht. Die Bedeutsamkeit des Ortes für die soziale Ordnung der Kolonie als politisches Projekt wird damit hervorgehoben. Von den

---

<sup>47</sup> Vgl. ebd., S. 326–327.

Karten, die hier „mehr bildliche Darstellungen“ sind, heißt es in einer Variante, dass sie als perspektivische Panoramen vom Kirchturm aus gezeichnet wurden (L, 71). Die Landschaft wird von einem ausgewählten Blickpunkt ‚malerisch‘ darstellt und ihr fehlt der Abstraktionsgrad der modernen Kartographie. In Europa gab es bis ins Spätmittelalter keine Vorstellung „von der realgeographischen Abbildfähigkeit [...] aus der Vogelschau, die wir mit heutigen realkartographischen Begriffen wie Kartenprojektion, Längentreue oder Maßstäblichkeit verbinden.“<sup>48</sup> Dennoch funktioniert die Karte des Priors im Verhältnis von geographischer Wirklichkeit und kartographischer Darstellung. Auch wenn die Ley heute mittlerweile verlandet ist, könnte die Position der Kolonie rekonstruiert werden. Fontane hat Marienhafen besucht und konnte sich einen genauen Eindruck der Gegend verschaffen (vgl. L-K, 42). Er hatte bei der Beschreibung offensichtlich einen spezifischen Ort im Kopf. Es handelt sich um einen realen Ort, der in einem komplexen Verhältnis von Karte und Beschreibung literarisch fingiert und damit zu einem imaginären Ort wird. Einerseits ist das Kartenbild selbst schon eine Imagination des realen Raumes, der durch dieses repräsentiert wird. Andererseits wird die Karte vom Prior in eine topographische Beschreibung der realen ostfriesischen Landschaft ‚übersetzt‘, da weder die Karte noch der von ihr repräsentierte Raum im Text unmittelbar anschaulich sind. Die Beschreibung des Priors zieht die von der Karte verbürgte außertextuelle Wirklichkeit in die Fiktion hinein, wodurch die reale Topographie Ostfrieslands zur imaginären Topographie der fiktiven *Likedeeeler*-Erzählung wird. Die Raumrepräsentation des Textes produziert die Kolonie als einen gleichzeitig realen und imaginären Ort. Die utopische Gemeinschaft ist das Imaginäre des Textes, das in der unrealisierten geographischen Wirklichkeit als historische Möglichkeit einer neuen sozialen Ordnung real wird. Diese Möglichkeit einer rechtlichen Ordnung an Land, die in der Darstellung der Kolonie ausgedrückt wird, tritt jedoch in Widerspruch zum gesetzlosen Meer. Diese räumliche Konstellation kristallisiert sich in der Figur Störtebekers als Konflikt zwischen Seefahrt und Sesshaftigkeit.

Das Leben an Land wird von Fontane als Idylle gezeichnet. So heißt es vom Klostergarten im Kreuzgang: „Eine Ranke bewegte sich leise über ihm und über die Blumenbeete fort flog ein Schmetterling“ (L, 81). Und Störtebeker präsentiert sich ein

Ausblick auf den Flußarm und einen jenseits gelegenen Höhenzug, dessen Abhang hoch in Haidekraut stand. Über die Höhenlinie hinaus in zum Theil phantastischen Formen lagen Steine, sogenannte Findlinge, vielfach phantastisch übereinandergetürmt. All dies zeigte sich zwischen den Masten der in der Ley liegenden / Flotille / Schiffe / durch, in deren Reihefolge sich seit ihrer Ankunft nichts geändert hatte. [...] Alle Arbeit ruhte, von den Schiffssleuten war niemand sichtbar, nur vereinzelte hingen bequem in den Strickleitern und sprachen wie's schien mit Personen die am Bollwerk umherstanden

<sup>48</sup> Thomas Eser: Über-Blick. Die kartographische Perspektive, in: Yasmin Doosry (Hg.): Von oben gesehen. Die Vogelperspektive, Nürnberg 2014, S. 70–95, hier S. 71.

aber durch die Kirchhofsmauer verdeckt waren. Es war ein / reizendes / heiteres / Bild, heiter und vor allem friedfertig. (L, 81)

In ihrer Unbeweglichkeit werden die Schiffe gleichsam zum Teil der Landschaft. So wie die Ley, tief ins Land reichend, das Meer in den Hintergrund rücken lässt, tritt der maritime Charakter der Schiffe zurück. Die Ruhe und Heiterkeit, die von diesem Bild ausgeht, verdrängen die Unruhe und Gewalt des Meeres. Dieser Widerspruch kommt in Störtebekers Gedanken zum Ausdruck, wenn er ange-sichts dieses Anblicks über die konträren Vorstellungen zwischen ihm und seiner Mannschaft sinniert:

während die Seinen in der Ley die hier weit in's Land einschnitt, nur einen Schlupfwinkel sahen, und bei richtiger Zeit auch wieder ein Ausfallthor, richtete sich sein Auge auf das Ufer gegenüber und er hing dem Wunsche nach seßhaft zu werden, sich drüben eine Stätte zu bauen. Er hatte genug der Unruhe gehabt und er sehnte sich nach Ruhe. Das Kriegshandwerk zur See, das sich Umherschlagen heute mit dem Meere und morgen mit der Welt er war es müde. „Gottes Freund und aller Welt Feind“ das war einer ihrer Sprüche gewesen. Aller Welt Feind das war richtig, aber Gottes Freund? Waren sie Gottes Freund gewesen. Alles Messestiften es war nur Buße gewesen, nur Verlangen abzubüßen. Er sehnte sich nach Ruhe, nicht an den Schiffen hing sein Auge, sondern an der Höhe drüben auf der er sich eine Stätte bauen wollte. Nicht ein Unterschlupf oder Ausfallthor sollte dieser stille Flußarm für ihn sein, eine Stätte des Friedens, er wollte sich hier seßhaft machen. (L, 82)

Das „Kriegshandwerk zur See“ und das „Umherschlagen“ mit dem Meer und der Welt stehen seinem Bedürfnis nach Ruhe und Sesshaftigkeit entgegen. Dieses Be-dürfnis findet einen Ausdruck in Störtebekers Liebschaft mit Geta ten Bröke. Als er von einem Besuch bei ihr durchs Auricher Moor nach Marienhafe zurückreitet, heißt es:

Der Wind wehte vom Meere her aber nur schwach und trug nur leise das Rauschen des Meeres herüber. Dann und wann war es ihm als säh er links ein Glitzern auf dem Wasser das mußte die Ley sein und sein Auge suchte ob er seiner Schiffe ansichtig werde. Aber er konnte ihrer nicht ansichtig werden und es war ihm lieb daß er sie nicht sah. Sie paß-ten nicht in die Bilder, die vor seiner Seele standen. (L, 90)

Wird zuvor gesagt, dass sein Auge nicht an den Schiffen hing, so kann und will er diese nun gar nicht mehr sehen. Das Meer und der Wind treten zurück, sie bleiben leise und schwach. Das Moor, die Marsch, die Geest sind hingegen prä-sent. Die erdige Gegenwart von Heim und Herd, von (mehr oder weniger) festem Land weckt in ihm eine Sehnsucht, die der Sehnsucht nach dem Meer und der Freiheit völlig entgegengesetzt ist: Sicherheit, Frieden, Stabilität. Deswegen will er die Schiffe nicht sehen, die ihn an das erinnern, was er aufgeben will.

Die Frage ist, warum für seine Hinwendung zur Sesshaftigkeit die Gründung der Kolonie allein nicht ausreicht, wird doch die Gründung der Kolonie als Transformationsprozess beschrieben, in dem die Likedeeler ihre maritime Existenz nach und nach in eine terrane umwandeln: „Sie ziehen die Schiffe durch das ‚Tief‘ an Land; da lagern sie nun umgestülpt, aber ihre Flagge dazwischen.“

Die Leute richten sich ein in Holzhütten“ (L, 52). In diesem Entwurf für die Novelle geschieht die Transformation der Likedeeler-Gemeinschaft ziemlich abrupt und radikal, was sich sinnfällig im Umstülpen der Schiffe ausdrückt. Im Romanentwurf erscheint die „Übersiedlung von Bord an Land“ (L, 80) weniger als radikaler Bruch. Störtebeker erklärt seinen Plan: „Ich denke, wir bleiben noch auf den Schiffen. Und von den Schiffen aus besorgen wir den Bau. Meine Leute sind rasch. Und eine Schifferstadt ist schnell da. Dann ziehen wir hinüber“ (L, 73). Obwohl Störtebeker der Initiator und Vermittler des Projekts ist, beteiligt er sich nicht unmittelbar am Übersiedlungsprozess, da er auf Einladung des Probstes in die Abtei zieht. In zwei Zellen richtet er sich ein. Das versetzt ihn an einen Ort, den Probst Ludger folgendermaßen beschreibt: „die Schiffe liegen euch wie zu Füßen und sind unter eurem Auge und die Stadt, die entstehen soll, liegt vor Euch. Die Boote liegen am Steg und mit ein paar Ruderschlägen seid ihr drüben“ (L, 73). Er nimmt eine exzeptionelle Stellung ein, die ihn vom alten wie vom neuen Leben der Likedeeler trennt. Diese Trennung begünstigt seine Abwendung von der Seefahrt, die in letzter Konsequenz zu einer Abkehr von den Likedeelern wird und die Hinwendung zur häuslichen Existenz ankündigt. Die Ehe scheint ihm der sprichwörtliche Hafen zu werden, von dem aus er nicht mehr ausfahren mag. Während die Übersiedlung im Novellenentwurf radikaler erscheint, so scheint im Romanentwurf das Motiv von Störtebekers Erschöpfung und Ruhebedürftigkeit stärker durch. Im Plan für die Novelle klingt noch eine gegenläufige Sehnsucht nach der Freiheit des Meeres an: „Er [Störtebeker] will an Land bleiben und als Keno's Schwiegersohn die Erbschaft antreten. Am Hochzeitsabend kommen auch die ‚Likedeeler‘ und singen ein Lied von alter Fahrt u. Herrlichkeit, was auf alle einen mächtigen Eindruck macht. Auch auf Klaus und Hyma“ (L, 48).<sup>49</sup> Hier deutet sich an, dass die friedlichen Zeiten an Land nicht dauerhaft sind und Störtebeker eines Tages wieder auf das Meer hinausfahren wird: „Nur von Zeit zu Zeit steigt er auf den Thurm und sieht das Meer. Entzücken. Hyma ist dann immer traurig“ (L, 46). Dieser innere Konflikt Störtebekers wird auch als Widerspruch zwischen ihm und seinen Genossen skizziert. Die Ruhe der Sesshaftigkeit behagt den Seeleuten nicht: „Die Likedeeler werden unruhig“ (L, 46). Es kommt zur Revolte: „Es geht nicht länger. Sie wollen ihn absetzen. Die Schiffe verfaulen im Süßwasser. Er beruhigt sie“ (L, 48). Sesshaftigkeit wird mit Verfall assoziiert. Die Schiffe müssen hinaus auf die salzige See, das ist ihre Bestimmung. So heißt es dann, als mit dem Tod des Kindes von Klaus und Hyma die Wende eingeleitet wird: „Zu Schiff. Die alte Welt wieder. Es soll so sein Dieu le veut“ (L, 46). Gott will es! Diese Lösung der Kreuzfahrer bedeutet hier: Piraten gehören aufs Meer.

---

<sup>49</sup> Der Name von Störtebekers Frau verändert sich in den diversen Entwürfen. Zuerst heißt sie Hyma, dann Theda und später Geta.

Wie bereits vom Eindruck machenden „Lied von alter Fahrt u. Herrlichkeit“ (L, 48) antizipiert, wird deutlich, dass Sesshaftigkeit für die Likedeeler auf Dauer nicht in Frage kommt. Überhaupt wird das In-See-Stechen ganz stark mit Lied und Gesang in Verbindung gebracht: „Freudige Gesänge, daß es wieder hinausgeht. [...] Was soll uns das Stillsitzen, das Faulsein. Ausfahrt am Ostersonntag“ (L, 67). In den Liedern der Likedeeler lässt sich das Meer erahnen, das in Fontanes Fragment ansonsten seltsam abwesend ist. Fontane greift nicht nur auf das Störtebekerlied zurück (vgl. L, 63–64),<sup>50</sup> sondern listet auch eine Reihe von Liedern auf, die die Likedeeler singen, darunter ein „Jubellied auf Sturm und See. (Mit ‚See‘ als Refrain.)“ (L, 51). Ausgeführt hat er davon nur das Likedeeler-Lied, das möglicherweise auch als „ihr Kriegs= und Freiheitslied“ dienen sollte und in dem es programmatisch heißt: „Jedem Sein’s und like Deel / All in eins und like Deel“ (L, 68). Fontanes Begeisterung für die Lyrik des Piratentums zeigt sich in der frühen Ballade *Der schwarze Korsar* von 1844. Darin heißt es:

Er naht, der Korsar, er weckt das Meer, / Er segelt mit vollen Segeln daher; / Seine Stimme ist Donner, Nacht ist sein Haar, / So naht der Sturm, der schwarze Korsar. / Er höhnt die Fregatte und jagt herbei, / Als ob er ein Sklavenhändler sei, / Und peitscht über das schäumende Meer / Die schwarzen Wolken wie Neger einher.<sup>51</sup>

Hier findet sich in übersteigerter Form die Vorstellung vom Piraten als Naturgewalt, die im Kapitel zum Störtebekerlied herausgearbeitet wurde. Mehr noch, als den Piraten bloß mit Meer und Sturm gleichzusetzen, wird er in Fontanes Ballade gar zu deren Gebieter. Er ist der radikal Gesetzlose, der nicht einmal mehr den Naturgesetzen gehorchen muss. Der Pirat ist hier eine diabolische Herrschergestalt, die sich die Natur unterworfen hat. Als Souverän der urgewaltigen See hat er sich aus der menschlichen Gesellschaft verabschiedet. Unaufhaltsam, zerstörerisch bahnt er sich seinen Weg durch die Wogen und verschlingt dabei alles, was ihm in die Quere kommt wie ein „Katarakt“.<sup>52</sup> Die Störtebeker-Figur, die uns im Fragment gegenübertritt, ist ganz anders, ein prosaischer Mensch voller Zweifel und Schwächen. Aber was Störtebeker fehlt, ist eben auch schlüssig: das Meer. Während Fontane sich Notizen zur Topographie des Landes macht (vgl. L, 61–62) und die Kolonie präzise kartographisch verortet, fehlt eine solche Auseinandersetzung mit Schifffahrt und Meer fast vollständig. Das Meer wird als das Andere, das Außen, in die romantisch verklärte Seefahrerlyrik verlagert. Die Prosa der Erzählung sucht festen Grund.

In einer Passage, in der Störtebeker von einer Bußreise nach Verden zurückkehrt, wird eine Bootsfahrt beschrieben. Das Bild, das Fontane hier findet, ist symptomatisch:

<sup>50</sup> Er kannte Liliencrons Edition der *Historischen Volkslieder* (vgl. L-K, 42).

<sup>51</sup> Theodor Fontane: Der schwarze Korsar, in: Fricke: Fontanes letztes Romanfragment, S. 10–11, hier Str. 4–5.

<sup>52</sup> Ebd., Str. 8.

Er hofft die Flut – und den Wind – richtig berechnen und glatt durchkommen zu können. „Wenn es mißglückt, so bleiben uns die Siele, da müssen wir dann die Fluth abwarten.“ – er irrt sich aber und als er bei Juist ist, überrascht ihn die Ebbe und er muß sich in ein Siel in der Südwest-Ecke der Insel zurückziehen. Hier verbringen beide [er und sein Begleiter Nickel Swartekopp] den Abend, (Sonnenuntergang) und beobachten, während sie auf Deck sitzen, das eigenthümliche Treiben (Fische und Vögel) auf dem trockengelegten und mit Wassertümpeln übersäten Watt. (L, 91)

Fontane wollte an dieser Stelle eine ausführliche Beschreibung des Watts einführen und es lässt sich erahnen, dass dies auf eine weitere Landschaftsbeschreibung hinausgelaufen wäre. Da Fontane in seinem Werk allgemein Natur- und Landschaftsbeschreibungen wenig Beachtung schenkt,<sup>53</sup> scheint es ihm in Bezug auf die undifferenzierbare, „glatte“ Oberfläche des Meers besonders schwer zu fallen. Erst in dem Moment, als das Wasser abfließt, scheint Fontane in der Lage gewesen zu sein, das Meer als Gegenstand, jenseits eines lyrischen Schwelgens, ästhetisch erfassen zu können. Diese Stelle ist auch inhaltlich von entscheidender Bedeutung, denn sie bereitet den Wendepunkt der Erzählung vor. Als Störtebeker bei Juist im Watt festsitzt, beobachtet er, wie die Hanse-Flotte in die Ems einfährt. Der Seefahrer, dem das Wasser unter dem Kiel weggezogen wurde, ist unfähig, in die Ereignisse zu intervenieren und muss ohnmächtig mitansehen, wie die Hanseflotte an ihm vorbeifährt. Deren Angriff auf die Bröke-Burg endet mit dem Tod Getas. Dieses Ereignis gibt den Ausschlag dafür, dass Störtebeker wieder das Kommando übernimmt und zu einem Rachefeldzug aufbricht. Es zeigt die Unmöglichkeit der Seeräuber, sesshaft zu werden:

Er rief Goedeke Michel heran. / Ich dachte, ich hätte das Commando für alle Zeit in deine Hände gelegt, ich wollte euch untreu werden, wollte mich hier niederlassen. Du weißt was ich wollte, warum ich es wollte. Es war anders beschlossen. Ich nehme das Commando wieder. Tritt unter die Leute und sag es. / Er sagte es und ein ungeheuer Jubel brach aus. Jetzt trat auch ihr Oberhauptmann unter sie und sagte: Morgen in See. Haben wir Glück, so holen wir die Hansischen ein. Weh ihnen. (L, 94)

Land und Sesshaftigkeit bieten keine Sicherheit. Tod und Gefahr kommen von außen, über das Meer. Dorthinaus wird Störtebeker von seinem Rachedurst, entgegen seines Wunsches nach Sesshaftigkeit, nun wieder gezwungen. Er kann dem Kreislauf der Gewalt nicht entkommen und die Gewalt wird auf dem Meer verortet. Dass die Hanse an Land angegriffen und die unschuldige Frau getötet hat, ist besonders frevelhaft. Die Hanse respektiert weder das territoriale Recht, noch ist sie moralisch gerecht, wie Störtebeker klarmacht, als er zu Probst Ludger spricht: „An Keno haben sie Rache genommen, weil er mir, wie ihr, Land gegönnt und ein Recht gegeben und mich aufgenommen in sein Haus“ (L, 93). Und als er sich über Getas Tod ereifert: „Dies Krämervolk mit dem frommen Gesicht und der Gerechtigkeit, war das Gerechtigkeit“ (L, 94). Mit der Enttäuschung darüber, dass

<sup>53</sup> Vgl. Lambert A. Shears: Theodor Fontane as a Critic of the Novel, in: Publications of the Modern Language Association of America (PMLA) 38.2, 1923, S. 389–400, hier S. 392.

seine Träume von Recht und Gerechtigkeit, von Sesshaftigkeit und häuslichem Glück sich nicht erfüllen, verwandelt er sich wieder zurück in einen grimmigen Piraten: „Und nun lag alles zurück und war gethan und ein Anderer, als er all diese Tage gewesen war, trat wieder unter die Seinen. Da sind die Hansen; sie oder wir, es sind Nußschalen und wir bohren sie in den Grund“ (L, 95). Die Seeschlacht selbst ist nicht ausgearbeitet, Fontane hat lediglich eine Beschreibung der Hamburger Flotte notiert:

Widige Winde hatten die hansische Flotille, meist Hamburger Schiffe, bei Helgoland festgehalten und sie gehindert in die Elbe einzulaufen. Es waren 7 Schiffe, meist kleine-re, aber ein großes, das die ‚bunte Kuh aus Flandern‘ hieß und von Simon Utrecht geführt wurde. Der Hamburger Bürgermeister Schoke war mit an Bord. Es war gut be-mannnt mit Büchsenschützen und Arkebusiren und hatte vorn am Bug zwei mächtige Hörner, um den Gegner niederzustoßen. (L, 96)

Das schlechte Wetter, das die Hamburger Flotte behindert, scheint Fontane aus dem Störtebekerlied übernommen zu haben. Es gibt hier zwar geographische Verweise, aber die Nordsee zwischen Helgoland und Elbmündung wird nicht weiter topografisch beschrieben.

Die Bedeutsamkeit des maritimen Aspekts scheint von Fontane generell un-schätzt zu werden. So sagt Störtebeker, nachdem die Hanse Keno angegriffen, aber sich nicht direkt gegen Marienhafen gewandt hat: „[S]ie haben es nicht ge-wagt [...] es auf einen Kampf mit uns ankommen zu lassen. Zu See sind sie gut, aber zu Land sind sie schlecht“ (L, 93). Sicherlich sind die Hanseaten gute See-fahrer, aber die Annahme, dass sie keine schlagkräftige Landstreitmacht zusam-menstellen können, ist merkwürdig angesichts ihrer Erstürmung der Bröke-Burg im Text und zudem historisch falsch. Im Krieg mit Dänemark 1367 bis 1370 hat-ten sie „bewiesen, daß sie in der Lage waren, Kriegsflotten *und Heere* ins Gefecht zu bringen.“<sup>54</sup> Um 1400 lag der Sieg über die Dänen und die Eroberung und Zer-störung Kopenhagens gerade einmal dreißig Jahre zurück und dieser Erfolg besie-gelte den Aufstieg der Hanse zur nordeuropäischen Großmacht. Dies mag Fontane unbekannt gewesen sein, ansonsten hätte er Störtebeker, der seinen Gegner genau kennt, diese Worte nicht in den Mund gelegt. Noch problematischer ist die andere Seite von Störtebekers Annahme, die impliziert, dass die Überlegen-heit der Likedeeler sich an Land zeige. Das Gegenteil ist der Fall. Als Vitalienbrü-der waren sie Söldner zur See, keine Landsknechte. Ihre Stärke, durch die sie zeit-weilig die Ostsee kontrollieren konnten, war ihre Unberechenbarkeit und Schlag-kraft auf dem Meer. Auch an einer anderen Stelle scheinen ihre nautischen Fähig-keiten von Fontane unterschätzt zu werden, wenn der Erzähler behauptet:

Wie weit und wohin die Likedeeler kamen ist schwer festzustellen, weil sie meist, na-mentlich zuerst ohne Kenntnis und ohne Karte waren und selber nicht wußten, wie die Lande hießen, die sie heimsuchten und plünderten. Ein Haufen der Likedeeler ging bis

---

<sup>54</sup> Dollinger: Die Hanse, S. 101 (meine Hervorh., AJH).

in den Biscayschen Meerbusen und die spanischen Küstengewässer und brachten von daher Schätze mit (L, 56).

Tatsächlich ist es historisch korrekt, dass Kartographie und Navigation mit Kompassen zunächst in Südeuropa und im Mittelmeer verbreitet waren und nur langsam ihren Weg nach Nordeuropa fanden.<sup>55</sup> Aber diese Bemerkung steht im Widerspruch zu der Szene, in der Störtebeker die Landkarte des Siedlungsgebiets überblickt und der Prior auf seine Kenntnisse in Navigation und Kartographie anspielt. Es gab durchaus etablierte Handelsrouten zwischen Süd- und Nordeuropa und laut der Mannschaftsbeschreibung im Text setzen sich die Likedeeler aus Seeleuten aus „aller Welt“ (L, 86) zusammen, u. a. aus Holländern, Engländern, Skandinaviern, Schotten und „Mauren von der marokkanischen Küste, Sarascenen von Sicilien“ (L, 51). Dafür, dass die letzten beiden Gruppen sich nicht zufällig nach Nordeuropa verirrt haben, sondern eher auf den Fahrten der Likedeeler nach Süden und ins Mittelmeer zur Mannschaft hinzugekommen sind, lassen sich Hinweise finden in den Bemerkungen über ein geplündertes maurisches Dorf (vgl. L, 64) und einen Aufenthalt Störtebekers in Rom (vgl. L, 70). Dass es unmöglich ist festzustellen, wie weit die historischen Likedeeler tatsächlich gereist sind, ist korrekt und liegt daran, dass sie keine schriftlichen Zeugnisse hinterlassen haben. Doch anzunehmen, dass sie keine Kenntnisse davon hatten, wo und in welchen Ländern sie sich befanden, unterschätzt die mittelalterliche Seefahrt – handelte es sich doch dabei um Fahrten entlang der Küsten der ‚bekannten‘ Welt und nicht um Entdeckungsfahrten – und tritt konzeptuell in Widerspruch zu den verstreuten Hinweisen im Fragment, die eine gegenteilige Einschätzung nahelegen.<sup>56</sup>

Mit der friesischen Kolonie soll die Heimatlosigkeit permanent überwunden und eine Utopie verwirklicht werden. Der Aufbau der Kolonie, das gemeinsame Arbeiten und Feiern, die freundschaftliche Verbindung der Likedeeler mit den bereits Ansässigen und das bunte Markttreiben repräsentieren die unrealisierte Möglichkeit einer Gesellschaftsform, die im Strudel der politischen Ereignisse in Feuer und Blut untergeht. Die Gewalt und der Tod auf dem Meer stehen im Widerspruch zum friedvollen Landleben. Der Kriegszug der hansischen Flotte nach Ostfriesland macht Störtebeker und den Likedeelern deutlich, dass sie dem

<sup>55</sup> Ab dem 13. Jahrhundert können detaillierte Seekarten, sogenannte Portolankarten, nachgewiesen werden und einfachere Karten existierten schon länger, sind aber durch ihre Benutzung auf See nicht länger erhalten. Vgl. Helmut Minow: Portolankarten (I). Geschichte der mittelalterlichen Seekarten, in: Géomatique Suisse 6, 2004, S. 372–377, hier S. 374. Magnetnadelkompassen wurden bereits ab dem späten 12. Jahrhundert eingesetzt (vgl. ebd., S. 377). Nordeuropäische Seefahrer hingegen navigierten noch bis ins 16. Jahrhundert überwiegend nach Lot und tradierten Segelanweisungen. Vgl. Uwe Schall: Navigation in hansischer Zeit, in: Bracker u. a. (Hg.): Hanse, S. 775–778; vgl. auch Dollinger: Die Hanse, S. 192.

<sup>56</sup> Sicherlich kann selbst ein dezidiert realistischer historischer Roman nicht unbedingt an den Details der historischen Realität gemessen werden – zumal ein unfertiger, fragmentierter. Es geht hier vielmehr drum, die inneren Widersprüche des Fragments aufzuzeigen.

Kampf auch an Land nicht entkommen können. Der Konflikt zwischen dem Rechtsanspruch der Likedeeler, bzw. der Friesen, und jenem der Hanse macht Frieden unmöglich, weil die politischen Interessen, die der jeweilige Anspruch legitimieren soll, unvereinbar sind. Der Angriff der Hanse auf das friesische Territorium greift nicht die Gesetzlosigkeit an, sondern ein konkurrierendes Rechtsverständnis. Mit der entscheidenden Seeschlacht bei Helgoland wird ein politischer Kampf, d. h. ein rechtlicher und territorialer Konflikt, auf dem Meer ausgetragen. Nur akzidentiell geht es dabei um die Beherrschung des Meeres. Die kriegerische Aktion der Hanse zerstört nicht direkt die Kolonie, aber indem sie ein Angriff vom Meer aus auf das Land ist, spitzt sie den inneren Widerspruch des Siedlungsprojekts zwischen Seefahrt und Sesshaftigkeit zu. Sie zwingt Störtebeker die Entscheidung auf, erstere wieder aufzunehmen und letztere aufzugeben – und es ist diese Entscheidung zum Angriff, die das Ende der Likedeeler einläutet. Wenn die Likedeeler erneut auf die See hinausfahren, erwartet sie die kriegerische Gewalt, die sie selber verkörpern, die aber diesmal ihr Ende besiegt. Die Kolonie scheitert daran, dass eine Synthese des Widerspruchs zwischen Seefahrt und Sesshaftigkeit – im Gegensatz zur Hanse – nicht gelingt. Da es keine Möglichkeit zu geben scheint, beides zu vereinen, wird schließlich beides unmöglich. In der Erzählung scheitert die Zivilisierung der Piraten, weil sie nicht an Land bleiben können. Der Verlauf der Handlung führt über den Landgang zurück auf das Meer und schließlich zum Schafott.

Der Widerspruch zwischen Land und Meer ist im Fragment angelegt. Doch Fontane scheint keinen Ansatz gefunden zu haben, diesen narrativ zu gestalten und diese Spannung in die Einheit der Erzählung zu integrieren.<sup>57</sup> Die Verdichtung der historischen Ereignisse auf einen bestimmten Abschnitt des Raums bleibt unvollständig, weil auf die Seite der Kolonie, die des Landes, fokussiert wird. Die andere Seite der Relation von Recht und Gesetzlosigkeit, das Meer, wird in ihrer Bedeutung für die Piraten verkannt. Da das Meer nur als reiner Außenraum, als das gesetzlose Andere, erscheint, kann die historische Topologie von Land und Meer nicht in eine erzählerische Konstellation gebracht werden, die das mythische Material erfordert. Eine Topologie der Piraterie muss das Meer miteinbeziehen. Von Seeräubern kann nicht ohne die See erzählt werden. Da es *Die Likedeeler* nicht gelingt, einen Chronotopos zu etablieren, der die Handlung der Erzählung organisiert und konkretisiert,<sup>58</sup> kann sich das Sujet nicht entfalten. Da Fontane keinen maritimen Roman schreiben wollte oder konnte, sondern vom Scheitern einer Landkommune erzählen will, kehrt sich dieses Scheitern auf der extratextuellen Ebene gegen die Erzählung. Um von der möglichen Transformation der Likedeeler und vom Scheitern der Kolonie zu erzählen, hätte Fonta-

---

<sup>57</sup> Ob es bei einer vollständigen Ausarbeitung des Textes gelungen wäre, bleibt Spekulation.

<sup>58</sup> Vgl. Bachtin: Chronotopos, S. 187–188.

ne vom Meer erzählen müssen. Das Scheitern am Text erklärt sich so als Scheitern an der räumlichen Darstellung des Meeres.

### *3. Mythos, Geschichte und das Scheitern des utopischen Projekts*

Die Kolonie der Likedeeler gründet sich auf die Prinzipien von Freiheit, Gleichheit und Solidarität. Dieser utopische Entwurf knüpft allerdings an christlich-moralische Vorstellungen an, nicht an die rationalen politischen Ideen der Aufklärung. Statt ‚sozialdemokratischer Modernität‘ hat der soziale Protest der Likedeeler, der sich in einem christlichen Kommunismus ausdrückt, eher einen archaischen Charakter – in Übereinstimmung mit Hobsbawms Beurteilung des Sozialbanditentums als vormodernes Phänomen. Entgegen seiner eigenen Vorstellung von Modernität trifft Fontane den Geist der Utopie des ausgehenden Mittelalters historisch adäquat. Das Imaginäre der utopischen Phantasie erhält in der fiktiven Likedeeler-Kolonie eine Form, die als literarische Heterotopie in einen Gegensatz zur feudalen Ordnung der weltlichen und geistlichen Fürstentümer und zur patrizisch-bürgerlichen Ordnung der Handelsstädte tritt.

Trotz seiner zunehmenden Entfremdung vom preußischen Staat und seiner Sympathie für die Opfer sozialer Ungerechtigkeit hielt Fontane an den aristokratischen Werten der Vergangenheit fest, auch wenn er den Adel politisch nicht vorbehaltlos unterstützte.<sup>59</sup> Werte wie Loyalität und Unabhängigkeit waren für Fontane Ausdruck menschlicher Größe und sind nicht exklusiv adeligen Personen vorbehalten, sondern verallgemeinerbare moralische Qualitäten.<sup>60</sup> Auch wenn Fontane Störtebeker selbst als ritterbürtig konzipiert, wird solch ein Geistesadel von den Likedeelern standesunabhängig verkörpert. Die Figur des Friesenhäuptlings Keno gibt das positive Bild eines Adligen, der sich durch sein Ethos, nicht durch seine Ahnentafel auszeichnet. Wenn Störtebeker als Kenos potentieller Erbe auftritt, kann dies im Sinne einer solchen ethisch-meritokratischen Konzeption von Adel verstanden werden. Obwohl die egalitäre Gemeinschaft der Likedeeler im Widerspruch zum Elitismus des Adels steht, treffen Sozialbanditen und Adel im Kampf gegen gesellschaftliche Modernisierungstendenzen auf denselben Feind: die aufstrebende bürgerliche Gesellschaft, die von den Kaufleuten der Hanse repräsentiert wird. Als anti-bürgerlicher Impuls gegen den Handelskapitalismus<sup>61</sup> wird der kommunistische Aspekt der Likedeeler mit vormodernen christlichen und aristokratischen Idealen vereinbar. Während die privilegierte Stellung des Adels dem Untergang geweiht ist, scheitert die Möglichkeit eines christlichen Kommunismus der Ausgestoßenen bereits im Ansatz. Das Bürgertum, gestützt

<sup>59</sup> Vgl. Genschmer: A Study in Restraint, S. 270–272.

<sup>60</sup> Vgl van der Zande: Fontane and the Study of History, S. 224–226.

<sup>61</sup> Dies hat bei Fontane teilweise antisemitische Anklänge. Vgl. die Figur des jüdischen Händlers Abram (L, 88–89). Vgl. auch van der Zande: Fontane and the Study of History, S. 225.

auf Handel und Merkantilismus, geht aus dieser Auseinandersetzung als Sieger der Geschichte hervor.

Laut Genschmer hoffte Fontane auf eine Aussöhnung der gesellschaftlichen Antagonismen.<sup>62</sup> Lukács hat ausgeführt, wie Scott widerstrebende gesellschaftliche Tendenzen in seinen Figurenkonstellationen versöhnt.<sup>63</sup> Fontane gelingt es in *Die Likedeeler* nicht, einen Ausgleich zwischen den verschiedenen Strömungen zu finden, weil er im Gegensatz zu Scott die Erzählung nicht als Vorgeschichte der bürgerlichen Gesellschaft gestaltet, sondern sich in einer historischen Sackgasse verliert. Während die bürgerliche Gesellschaft – zumal in Großbritannien – zur Zeit der Entstehung von *Ivanhoe* um 1820 in voller Blüte stand, zeichneten sich zu Fontanes Zeit in den 1890er Jahren die negativen Folgen der Industrialisierung ab: die Proletarisierung der Bevölkerung, die mit einer Krise des Liberalismus und der bürgerlichen Gesellschaft einherging. Die formale Gestaltung von *Ivanhoe*, in der Scott die gesellschaftlichen Widersprüche auflöst, ist getragen von einem bürgerlich-liberalen Fortschrittsgedanken, dessen Fundament zu Fontanes Zeit bereits in Auflösung begriffen war. Die Möglichkeit, soziale Einheit in der formalen Einheit des literarischen Werks darzustellen, war Fontane versperrt. Die Widersprüche der gesellschaftlichen Realität traten Ende des 19. Jahrhunderts stärker ins Bewusstsein und verlangten nach neuen Formen der ästhetischen Gestaltung.

Helmut Richter meint, dass Fontane „das mit dem Aufstieg der Arbeiterbewegung immer brisanter werdende Thema einer radikalen sozialen Umgestaltung aufgreifen und zur Diskussion stellen“ wollte.<sup>64</sup> Das Problem der modernen Gesellschaft, das in den sozialrevolutionären Bestrebungen des 19. Jahrhunderts zum Ausdruck kommt, lässt sich jedoch nicht ohne Weiteres durch den christlichen Utopismus des späten Mittelalters erfassen. Die Gleichsetzung der Sozialdemokratie als Phänomen der industriellen Moderne mit den utopisch-häretischen Vorstellungen der Likedeeler ist ahistorisch.<sup>65</sup> Der in *Die Likedeeler* konzipierte Konflikt zwischen egalitären Sozialbanditen und bürgerlichen Kaufleuten wird gelöst durch die vollständige Zerschlagung der ersteren. Der utopische Geist, der die Verwirklichung der Ideale von Freiheit und Gleichheit fordert, geht historisch

---

<sup>62</sup> Vgl. Genschmer: *A Study in Restraint*, S. 272.

<sup>63</sup> Vgl. Lukács: *Der historische Roman*, S. 44. Der Ausgleich zwischen Robin Hood und König Richard in *Ivanhoe* hat das gezeigt.

<sup>64</sup> Helmut Richter: Jugenderfahrung im Alterswerk Theodor Fontanes, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 35, 1994, S. 115–146, hier S. 125.

<sup>65</sup> Auch wenn es durchaus religiös-mystische Strömungen in der sozialistischen Arbeiterbewegung gab. Vgl. z. B. Wilhelm Weitling: *Das Evangelium eines armen Sünder*, in: Thilo Ramm (Hg.): *Der Frühsozialismus. Quellentexte*, Stuttgart 1968, S. 402–442. Der religiöse Utopismus konnte sich allerdings nicht gegen die dezidiert modernen und atheistischen Hauptströmungen von Anarchismus und Marxismus durchsetzen.

über ins bürgerliche Lager, um sich gegen die Privilegien des Adels zu wenden.<sup>66</sup> Nach der Niederlage der Revolution von 1848 blieb die liberale Utopie der bürgerlichen Nation in Deutschland ein unvollendetes Projekt und regredierte nach 1871 zum preußischen Obrigkeitstaat. Die moderne sozialistische Bewegung hingegen trat das Erbe des revolutionären Liberalismus an, dessen unverwirklichte Versprechen von Freiheit, Gleichheit und Solidarität sie aufgriff. Fontanes oberflächlicher Bezug auf dieselben Ideale verkennt die historischen Brüche der gesellschaftlichen Entwicklung in den fünf Jahrhunderten zwischen 1400 und 1900. Die Verbindung zwischen der Sozialdemokratie und dem christlichen Kommunismus der Likedeeler kann also höchstens metaphorisch, nicht historisch sein. Doch der historische Roman erhält seine Relevanz nicht aus der Transplantation zeitgenössischer Konflikte in historische Kostümierung,<sup>67</sup> sondern aus der Gestaltung des Vergangenen als Vorgeschichte der Gegenwart. Fontanes Diktum, dass alles schon einmal dagewesen sei (vgl. L-K, 43), verkennt, dass nicht die Aktualität der geschichtlichen Konflikte und der historische Ausdruck transhistorischer Probleme das Entscheidende sind, sondern die von diesen Konflikten angehäuften und ungelösten Probleme, die in die Gegenwart reichen. Anstatt Geschichte als sedimentierte Erfahrung zu vergegenwärtigen, versucht Fontane, zeitgenössische Probleme als universale menschliche Erfahrung in die *Likedeeler*-Erzählung zu projizieren. Dass Fontane für sein Projekt eines historischen Romans auf einen Mythos zurückgreift, wird dadurch verständlich, da die mythische Erzählung solch eine transhistorische Bedeutsamkeit zu verbürgen scheint.

Fontane möchte den Mythos und dessen universelle Bedeutsamkeit bewahren und gleichzeitig die besondere historische Situation einfangen. Anders als Scott, der Robin Hood vom Rand der Erzählung in die mythische Phantasie zurückschickt, steht bei Fontane die mythische Figur im Mittelpunkt. Während Scott den Mythos von Robin Hood der historisch-realistischen Romanform unterwirft, will Fontane umgekehrt den historischen Realismus in den Dienst des Mythos stellen. Dazu muss er sich durch den Mythos hindurch einen Weg zur prosaischen Realität des Helden bahnen und lässt Störtebeker über sein Verhältnis zu seiner mythischen *persona* räsonieren:

Das mit dem Zunamen, bei dem man mich nennt ist eine Thorheit. Ich bin kein Becherstürzer, ich bin nüchtern in meinem Thun, maßvoll beim Wein und hasse Völlerei. Die Sage hat mich damit umsponnen und stattet mich mit allerlei Thorheit aus, um einen Zauberer aus mir zu machen. Ich kann eine Kette wie einen Faden zerreissen, so heißt es in den Spinnstuben und bin gefeit gegen Hieb und Stich. Es ist Thorheit. Ich habe keinen Pakt mit der Hölle gemacht. Ich bin ein Christ und schätze nichts höher als diese Kapsel mit einem Splitter vom Heiligen Vincenz. Aber ich lasse das Volk reden man

<sup>66</sup> Fontane hatte als junger Liberaler die Revolution von 1848 zunächst unterstützt, schreckte aber zurück vor der revolutionären Gewalt. Vgl. Genschmer: A Study in Restraint, S. 265–266.

<sup>67</sup> Vgl. van der Zande: Fontane and the Study of History, S. 226.

kann es nicht ändern und ist auch nicht klug es ändern zu wollen, denn unser Ansehen ruht auf dem, was das Volk von uns glaubt. (L, 75)

In Störtebekers „man kann es nicht ändern“ steckt die Ahnung, dass die Arbeit am Mythos diesem nicht durch historische Korrektur entkommen kann. Dass dem Mythos nicht zu entkommen ist, zeigt sich im geplanten Ende des frühen Novellenentwurfs: „Das Gespenst, das in Marienhafé umgeht. / Das ist Klaus Störtebeker, der in Marienhafé umgeht. / Aber durch die Welt geht das Gespenst der Likedeeler“ (L, 49). Dieser Schluss verweist aber nicht nur auf die Tradierung des Mythos, sondern auch auf den berühmten ersten Satz des *Kommunistischen Manifests*:<sup>68</sup> „Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst des Kommunismus.“<sup>69</sup> Die Brücke zwischen Mythos und Kommunismus, die in *Die Likedeeler* geschlagen wird, trägt jedoch nicht. Die Gründung der Kolonie als Aufhebung des Kriegszustandes und seiner Transformation in Gesellschaft, legitimiert durch territoriale Souveränität, kann keine genealogische Kontinuität zwischen mythischer Vergangenheit und moderner Politik etablieren. Da sich der Kriegszustand im bürgerlichen Staat in anderer Form, als Politik und als Kampf um Rechte fortsetzt, findet die sozialistische Arbeiterbewegung ihre Organisationsformen in Parteien und Gewerkschaften, nicht in Banden von Gesetzlosen. Der Zusammenhang von vormodernen Likedeelern und modernen Sozialrevolutionären bei Fontane ist nicht historisch, sondern allegorisch. Der Widerspruch zwischen Mythos und historischem Realismus, dessen Auflösung Fontane anstrebt, wird nicht erreicht. Die Aneignung des Mythos im Kontext einer historisch-realistischen Erzählung (wie in Scotts *Ivanhoe*) gelingt Fontane nicht, da er zu sehr an dessen Verwendung als Allegorie (wie in seinen frühen Balladen) haften bleibt. Fontanes Rezeption des Mythos als Allegorie universaler menschlicher Erfahrung soll aber nicht nur als bloß ahistorisch kritisiert werden. Walter Benjamin hat darauf hingewiesen, dass eine Allegorie nicht nur das Besondere als ein Exempel des Allgemeinen, sondern auch Geschichte im Moment ihres Erstarrens zeigt.<sup>70</sup> Das Unzeitige, Leidvolle und Verfehlte der Geschichte verdichtet sich in der Allegorie.<sup>71</sup> Die historische Regression in der Allegorese des Mythos nachzuvollziehen, bedeutet, das Problem der Geschichte als ungelöste Frage aufzuwerfen. Das Rätsel der „Geschichte als Leidensgeschichte der Welt“,<sup>72</sup> das auch die Fontane’sche Allegorie aufgibt, löst sich von der Behauptung einer allgemein menschlichen Natur, die dem Kampf gegen Ungerechtigkeit von den Likedeelern bis zur Sozialdemokratie universelle Gültigkeit unterstellt. Die Historizität des Mythos bleibt opak, doch im Moment der Rezeption, Benjamins „Jetztzeit“,<sup>73</sup> blitzt das auf,

---

<sup>68</sup> Vgl. dazu auch Müller-Seidel: Soziale Romankunst, S. 428.

<sup>69</sup> MEW 4, S. 461.

<sup>70</sup> Vgl. Benjamin: GS I.1, S. 338–344.

<sup>71</sup> Vgl. ebd., S. 343.

<sup>72</sup> Ebd.

<sup>73</sup> Benjamin: GS I.2, S. 704.

was im Mythos historisch unabgegolten ist: die Präsenz der gesellschaftlichen Gewalt. Insofern *Die Likedeeler* eine Allegorie auf die Sozialdemokratie darstellt, können zwar nicht die konkreten Probleme einer historischen Gesellschaft erfasst werden, wohl aber das Problem der Geschichte als „eine[r] einzige[n] Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft“.<sup>74</sup> Allein dadurch bewahrt Fontanes unvollendetes Werk seine Relevanz.

So wie der Mythos von Fontane aufgegriffen wird, lässt dieser sich nicht als dialektisches Bild aufschließen, in dem eine historisch-räumliche Konstellation zum Ausdruck kommt. Die Erzählung gibt keinen Aufschluss über Geschichte als Selbstverständigung einer Gegenwart mit dem Vergangenen, weil der historische Chronotopos unvollständig bleibt, wie an der fehlenden erzählerischen Ausgestaltung des Meeres gezeigt wurde. Darin wird noch einmal der Unterschied zwischen *Ivanhoe* und *Die Likedeeler* deutlich. In *Ivanhoe* verdichtet sich die historische Zeit im mythischen Greenwood, indem Wald und Gesellschaft in Beziehung zueinander gesetzt werden. Der mythische Raum erschließt den historischen Chronotopos, weil er realistisch in die Erfahrung eines gesellschaftlichen Entwicklungsprozesses eingebettet wird. *Ivanhoe* entflieht dem Mythos nicht, sondern stellt sich ihm, indem er davon erzählt, wie sich historische Erfahrung im Mythos als kulturellem Gedächtnis kristallisiert. Fontane versucht den Mythos zu bewahren, indem er versucht, ihm in der Narration zu entfliehen. Anstatt den Mythos Störtebeker in seiner Eigenlogik ernst zu nehmen, will er ihn historistisch erklären. Doch der mythische Held überwältigt den historischen Realismus. Der historische Chrontopos gerät aus dem Blick, weil das Meer als mythischer Raum der Gesetzlosigkeit außen vor bleibt. Die historische Wirklichkeit der Gesellschaft soll literarisch realistisch gestaltet werden, aber der mythische Raum des Meeres bildet ein Gegenmodell, das sich sowohl der territorialen Rechtsordnung der Gesellschaft als auch der realistischen Beschreibung zu entziehen scheint. Fontane gelang es offensichtlich nicht, die Erinnerung an das Meer als mythischem Raum der Gesetzlosigkeit in die realistische Erzählung zu integrieren, um damit den Mythos von Störtebeker in eine neue Form zu überführen und als Vorgeschichte der Moderne künstlerisch greifbar zu machen. Sein Versuch einer Synthese von Mythos und Realismus scheiterte. Thomas Mann meint, dass Fontane die Arbeit an dem Text aufgegeben habe, weil er einsehen musste, dass der Plan zu ehrgeizig gewesen sei (vgl. L-K, 44). Die Analyse des Fragments lässt die Vermutung zu, dass der Plan nicht einfach nur zu ehrgeizig war, sondern der konzeptionelle Ansatz die Verwirklichung des Plans unmöglich gemacht hat.

---

<sup>74</sup> Ebd., S. 697.



# XIV. Die Freiheit des Meeres und die sozialistische Piratenutopie in Willi Bredels *Die Vitalienbrüder*

Der politische Aktivist Willi Bredel – Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) und des Bundes der proletarisch-revolutionären Schriftsteller (BPRS) – interpretiert in seinem Roman *Die Vitalienbrüder* den Störtebeker-Mythos im Kontext des spätmittelalterlichen Klassenantagonismus.<sup>1</sup> Störtebeker wird in die Tradition der kommunistischen Arbeiterbewegung integriert. Bredels Roman entstand 1940 in Moskau während seiner Emigration aus Nazideutschland und wurde schließlich 1950 in der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) publiziert. *Die Vitalienbrüder* diente als Vorlage für KuBas (Kurt Barthel) Erhebung des Seeräubers zum offiziellen Volkshelden der DDR, die in den Störtebekerfestspielen auf Rügen umgesetzt wurde.<sup>2</sup> Der als Jugendbuch konzipierte sozialistische Abenteuerroman wurde später auch in den Lehrplan des Deutschunterrichts in der DDR aufgenommen<sup>3</sup> und wird bis heute aufgelegt.<sup>4</sup> Da es sich bei *Die Vitalienbrüder* um einen sozialistischen Jugendroman handelt, ist die Stellung von Bredels Text in der Störtebeker-Tradition ähnlich zu jener von Treases *Bows Against the Barons* in Bezug auf Robin Hood. In beiden Texten werden die Grausamkeit und Ungerechtigkeit der feudalen Gesellschaftsordnung geschildert und die Gesetzlosen entwickeln in beiden Fällen aus ihrem Kampf gegen die Herrschenden ein sozialrevolutionäres Programm. Ebenso wie Trease beginnt Bredel die Erzählung damit, dass als Protagonist ein Waisenjunge eingeführt wird, der sich selbstständig in der Welt zurechtfinden muss und dem Lesepublikum als Identifikationsfigur dienen kann. Während es sich beim Halbwaisen Dickon in *Bows* um einen Mitstreiter Robin Hoods handelt, der in den Strudel der Ereignisse hineingerät, entwickelt sich Bredels Vollwaise Klaus im Laufe der Handlung zur mythischen Figur Störtebeker. Die Rolle des Jugendli-

<sup>1</sup> Willi Bredel: *Die Vitalienbrüder*, in: ders.: Erzählungen I (Gesammelte Werke in Einzelausgaben 10), Berlin/Weimar 1966, S. 5–166. Auf den Text wird in der Folge mit der Sigle „V, Seitenzahl“ verwiesen.

<sup>2</sup> Vgl. KuBa (Kurt Barthel): *Klaus Störtebeker. Dramatische Ballade in sechs Episoden, einem Vorspiel und einem Nachspiel*, Leipzig 1959. Vgl. Lucas Jenni: *Klaus Störtebeker und sein Mythos in der DDR. Eine Analyse anhand der beiden Texte Die Vitalienbrüder von Willi Bredel und Klaus Störtebeker von KuBa*, Diplomarbeit, Universität Wien 2008, auf: othes.univie.ac.at/1016/1/2008-08-19\_9917757.pdf, 28. April 2017, S. 2.

<sup>3</sup> Vgl. Rüdiger Steinlein u. a. (Hg.): *Handbuch zur Kinder- und Jugendliteratur. SBZ/DDR. Von 1945 bis 1990*, Stuttgart 2006, Sp. 1010.

<sup>4</sup> Vgl. Willi Bredel: *Die Vitalienbrüder. Ein Störtebeker-Roman*, Rostock <sup>10</sup>2001. Diese Ausgabe weicht allerdings vom Text der Werkausgabe erheblich ab. Sätze wurden umgestellt und Wörter ergänzt oder verändert, was an einigen Stellen völlig neue Bedeutungen schafft, z. B. wenn auf Seite 37 statt vom „urchristlichen“ (V, 13) vom „unchristlichen“ Kommunismus die Rede ist.

chen, der dem Tod entkommt, um die Geschichte weiter zu tragen, übernimmt bei Bredel die Figur Kinderbass. Trotz einiger Unterschiede zeigt sich, dass das Muster der Abenteuerliteratur für Kinder und Jugendliche, das Trease 1934 etablierte, von Bredel aufgegriffen wurde. Aufgrund der weiten Verbreitung von *Bows* in der sozialistischen Arbeiterbewegung und der Tatsache, dass die deutsche Übersetzung in Moskau publiziert wurde, kann angenommen werden, dass Bredel Treases Text kannte. In einem Brief an seinen Verleger bezieht sich Bredel zudem explizit auf Fontanes *Likedeeler*.<sup>5</sup> Durch Fontane sieht er seine realistische Poetik legitimiert, die der geschichtlichen Überlieferung als Teil der herrschenden Historiographie misstraut und „weder in der Fabel noch in jeder Einzelheit die Wahrheit des Details“ darzustellen sucht, sondern „in großen Zügen die historische Wahrheit, die sozialen Spannungen und Kämpfe jener Zeit“ zum Ausdruck bringen möchte.<sup>6</sup> Bredel selbst formuliert seinen pädagogischen Anspruch folgendermaßen: „ein historischer Roman [ist] kein Lehrbuch im Schulsinne. Der Autor eines historischen Romans will ein Stück Vergangenheit neu beleben und seinen Zeitgenossen nahebringen.“<sup>7</sup> In Bredels Text sollen auf unterhaltsame Weise die sozialen Konflikte des späten Mittelalters im Sinne einer marxistischen Geschichtsphilosophie vermittelt werden: Geschichte aller bisherigen Gesellschaft als Geschichte von Klassenkämpfen.<sup>8</sup> Der pädagogische Zweck zeigt sich darin, dass der Erzähler in *Die Vitalienbrüder* kommentierend Partei ergreift für die Unterdrückten und den Widerstand der Piraten gegen soziale Ungerechtigkeit legitimiert. Indem Bredel den Realismus Fontanes mit dem theoretischen Ansatz des historischen Materialismus kombiniert und den literarischen Text zudem einem erzieherischen Zweck unterstellt, folgt er dem kunstpolitischen Dogma des sozialistischen Realismus, das von Andrej Ždanov, Mitglied des Zentralkomitees (ZK) der Kommunistischen Partei der Sowjetunion (KPdSU), auf dem 1. Allunionskongress der Sowjetschriftsteller 1934 ausgegeben wurde.<sup>9</sup> Bredel war als führendes Mitglied im BPRS, als zeitweiliger Leiter der deutschen Sektion der Internationalen Vereinigung revolutionärer Schriftsteller (IVRS) und als Redakteur der Zeitschrift *Das Wort* an den kulturpolitischen Debatten innerhalb der Linken in der späten Weimarer Republik und während des Exils beteiligt. Scharf kritisierte Georg Lukács 1931 in der vom BPRS herausgege-

<sup>5</sup> Vgl. Willi Bredel: Ein Brief des Autors an seinen Verleger, in: V, 213–214, hier 213.

<sup>6</sup> Ebd., S. 214.

<sup>7</sup> Ebd.

<sup>8</sup> Vgl. MEW 4, S. 462.

<sup>9</sup> „Dabei muss wahrheitsgetreue und historisch konkrete künstlerische Darstellung mit der Aufgabe verbunden werden, die werktätigen Menschen im Geiste des Sozialismus ideologisch umzuformen und zu erziehen. Das ist die Methode, die wir in der schönen Literatur und in der Literaturkritik als Methode des sozialistischen Realismus bezeichnen.“ Andrej Ždanov: Die Sowjetliteratur, die ideenreichste und fortschrittlichste Literatur der Welt, in: Hans-Jürgen Schmitt und Godehard Schramm (Hg.): Sozialistische Realismuskonzeptionen. Dokumente zum 1. Allunionskongress der Sowjetschriftsteller, Frankfurt am Main 1974, S. 43–50, hier S. 47.

benen Zeitschrift *Linkskurve* Bredels literarisches Frühwerk, die Romane *Maschinenfabrik N. & K.* und *Rosenhofstraße*. Lukács warf Bredel eine zu journalistische Erzählweise und eine mangelnde Gestaltung der Psychologie der Figuren und ihrer Beziehungen vor. Die Handlung bleibe unverbunden ein bloßes Skelett und der epische Rahmen der Komposition trete in einen Widerspruch zur Sprache der Berichterstattung. Anstatt diese Form zu einer radikalen Montagetechnik zuzuspitzen,<sup>10</sup> empfiehlt Lukács eine Besinnung auf den traditionellen, realistischen Entwicklungsroman.<sup>11</sup> Dem Maschinendreher und literarischen Autodidakten Bredel war die künstlerische Unzulänglichkeit seiner proletarischen Literatur bewusst.<sup>12</sup> Er nahm sich Lukács' Kritik zu Herzen und betrachtete sie als konstruktive Anregung, sich als Erzähler zu beweisen.<sup>13</sup> Während der Expressionismus-Realismus-Debatte 1937/38 in der Exilzeitschrift *Das Wort* war es wiederum Lukács, der vehement eine Besinnung auf die realistische Tradition im Dienste des Sozialismus einforderte. Bredel, der sich als Redakteur der Zeitschrift in der öffentlichen Debatte zurückhielt, stimmte zwar weitgehend mit Lukács überein, sah sich aber als Vermittler zum Lager um Bertolt Brecht und Ernst Bloch, das sich für die Ausdrucksformen der Avantgarde einsetzte. Bredel mahnte an, dass es nicht nur darum gehe, für den sozialistischen Realismus einzutreten, sondern es angesichts des Kampfes gegen den Faschismus gelte, künstlerische Freiheit zu verteidigen.<sup>14</sup> In diesem Kontext der Auseinandersetzungen um antifaschistische Kulturpolitik, proletarische Literatur und eine adäquate sozialistische Kunst ist Bredels *Vitalienbrüder* entstanden. Bredel hat ganz bewusst den Weg des sozialistischen Realismus eingeschlagen und der Roman ist der Versuch, diesen als ästhetisches Gestaltungsprinzip und als ideologisch-pädagogische Aufgabe zu verwirklichen.

Der gebürtige Hamburger Bredel war Ende der 1920er Jahre selbst zur See gefahren.<sup>15</sup> Dies kommt dem *Vitalienbrüder*-Roman zugute. Im Gegensatz zu Fontane verfügt er über genug nautische Kenntnisse, um realistisch von der Schiffsfahrt zu erzählen. So gelingt es ihm auch, die Atmosphäre an Bord eines Schiffes

<sup>10</sup> Diese wurde in avantgardistischen Strömungen dieser Zeit, z. B. von Alfred Döblin und Bertolt Brecht, forciert.

<sup>11</sup> Zu Lukács' Kritik an Bredels Frühwerk vgl. Helga Gallas: Marxistische Literaturtheorie. Kontroversen im Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller, Neuwied/Berlin 1971, S. 119–126.

<sup>12</sup> „Gewiß diese Literatur hat noch Mängel und Schwächen. Ihr haftet noch eine trockene Sprache an. Form und Gestaltung sind noch recht ungenügend. Wer als Ästhet an diese Bücher herantritt, wird unbefriedigt sein. Und doch sind diese Bücher unerhört wichtig, sie stellen ohne Frage einen Aufschwung der proletarischen Literatur dar.“

Willi Bredel, 25. August 1934. In: Schmitt / Schramm (Hg.): Sozialistische Realismuskonzeptionen, S. 214–219, hier S. 217.

<sup>13</sup> Vgl. Dieter Schiller: Der Traum von Hitlers Sturz. Studien zur deutschen Exilliteratur 1933–1945, Frankfurt am Main 2010, S. 285.

<sup>14</sup> Vgl. ebd., S. 407–408.

<sup>15</sup> Vgl. Rolf Richter: Willi Bredel. Ein deutscher Weg im 20. Jahrhundert, Rostock 1998, S. 18.

auf dem Meer glaubwürdig festzuhalten. Dennoch hat Bredels *Vitalienbrüder* bislang wenig Aufmerksamkeit in der Forschung gefunden. Es finden sich verstreute Anmerkungen in verschiedenen Abhandlungen zur Kinder- und Jugendliteratur in der DDR. So schreibt Marianne Lange, der Roman habe „zur Profilierung des historischen Genres der sozialistischen Kinderliteratur beigetragen.“<sup>16</sup> Auch Ingmar Dreher widmet Bredels Werk einen Absatz, in dem er die „humanistische Aktivierung des Lesers“ hervorhebt.<sup>17</sup> Neben diesen Anthologien aus der DDR ist sechzehn Jahre nach der Wiedervereinigung ein *Handbuch zur Kinder- und Jugendliteratur* erschienen, das in seinem lexikalischen Teil einen kurzen Artikel über *Die Vitalienbrüder* enthält.<sup>18</sup> In Rolf Richters Bredel-Biographie findet sich ein Abschnitt zum Roman im Kontext der antifaschistischen Exilliteratur.<sup>19</sup> Eine Arbeit, die sich ausführlich mit Bredels Text, jenseits der Beschäftigung mit Kinder- und Jugendliteratur, auseinandersetzt, ist die Diplomarbeit von Lucas Jenni. Jenni interessiert sich für die Adaptation des Störtebeker-Mythos in der DDR, beschreibt jedoch nur, inwieweit der Mythos so umgeformt wurde, dass er der ideologischen Auffassung eines sozialistischen Volkshelden entspricht. Diesen ideologischen Ballast macht Jenni dem Text zum Vorwurf, um den Schluss daraus zu ziehen, dass der Mythos Störtebekers dadurch „verfälscht“ werde.<sup>20</sup> Dem von der sozialistischen Kunstpolitik „gewünschte[n] sozialrevolutionäre[n] Bild des Vitalierhauptmanns und seiner Bande“ hält Jenni einen authentischen „Sagenschatz“ gegenüber.<sup>21</sup> Die Dynamik der mythischen Tradierung wird dabei vernachlässigt. Eine mythische Erzählung kann nicht auf einen angeblich authentischen Grundmythos reduziert werden. Die Modifizierung verschiedener narrativer Elemente macht den Mythos nicht falsch, sondern ist Teil der mythischen Variationsfähigkeit. Da eine mythische Erzählung schon immer in einem produktiven Rezeptionszusammenhang steht, gibt es keinen authentischen, richtigen Mythos. Anstatt ein moralisches Urteil zu fällen, soll im Folgenden gezeigt werden, welche Vorstellung der Vergangenheit in dem von Bredel aus der Erzähltadt destillierten politischen Mythos zum Ausdruck kommt: Wie wird der von Bredel postulierte Klassenantagonismus in Hinblick auf die räumliche Konfrontation von Schiff und Stadt, Meer und Land gestaltet?

<sup>16</sup> Marianne Lange: Zur Entwicklung der Epik, in: Friedel Wallesch (Hg.): Sozialistische Kinder- und Jugendliteratur der DDR. Ein Abriss zur Entwicklung von 1945 bis 1975, Berlin 1977, S. 84–230, hier S. 157.

<sup>17</sup> Ingmar Dreher: Das deutsche sozialistische Literaturerbe, in: Christian Emmrich (Hg.): Literatur für Kinder und Jugendliche in der DDR, Berlin 1981, S. 103–124, hier S. 123.

<sup>18</sup> Vgl. Steinlein u. a. (Hg.): Handbuch, Sp. 1009–1010.

<sup>19</sup> Vgl. Richter: Willi Bredel, S. 58–61.

<sup>20</sup> Jenni: Störtebeker und sein Mythos, S. 117. Vgl. ebd., S. 120.

<sup>21</sup> Ebd., S. 59.

## *1. Allgemeiner Kriegszustand: Herrschaft und Ungerechtigkeit an Land und auf See*

Der Roman eröffnet mit dem ersten Satz: „Gier, Falschheit und Grausamkeit regierten“ (V, 5). Darauf folgte eine Beschreibung des katholischen Totalitarismus und der Brutalität des Feudalismus: „Das ‚Heilige Offiz‘ verbrannte, räderte, köpfte in allen Ländern Europas Abtrünnige, Ketzer, rottete Völker aus, die an der Unfehlbarkeit des Papstes zu zweifeln wagten“ (V, 5). Und:

Fürsten und Ritter drangen brandschatzend in die Dörfer und raubten. Sie überfielen die Kaufleute auf den Landstraßen, brachen in die aufblühenden Städte, sengten und mordeten; ihr einziger Beweggrund hieß: Beute machen. [...] Und um ihre Räuberrechte zu schützen, schufen die adeligen Herren ein geheimes Gericht; wer sich gegen ihre Willkür auflehnte, verfiel der Feme, die nur Freispruch oder Tod durch das Schwert kannte (V, 6).

Diese Einleitung in die Erzählung setzt den Ton. Antijüdische Pogrome, brutale Bestrafungen, das Elend und die Ohnmacht der Armen führen im Laufe der Erzählung ständig die Gewalt und Ungerechtigkeit der mittelalterlichen Gesellschaft vor Augen. Dem wird die Parteinahme für die ausgebeutete und geschundene Bevölkerung entgegenseetzt. Dies geschieht häufig durch Einschübe, in denen der Erzähler selbst Stellung nimmt, wird aber auch von Figuren wie Wigbold oder am Beginn der Erzählung von Josephus ausgedrückt. Josephus nimmt die Rolle eines häretischen Agitators ein: „Wo er glaubte, gefahrlos ein offenes Wort wagen zu können, zeterte er über die Habsucht der Pfaffen und die Verderbtheit in den Klöstern“ (V, 8). Über die Kreuzzüge urteilt er: „In Wahrheit wollten die reichen Kaufleute neue Handelswege finden und die mächtigen Herren neue Länder erobern“ (V, 10). Er schimpft über „unsere Herren Raubritter und alle die Mächtigen im Land, die nur an ihre Bereicherung und an die Erweiterung ihrer Macht denken und die das arme Volk belügen und ausplündern“ (V, 11). Von Josephus hört Klaus zum ersten Mal von der Idee des „Kommunismus der urchristlichen Gemeinden“ (V, 13), die mit der Losung „Frieden und Liebe allen Menschenbrüdern!“ (V, 13) eine utopische Perspektive gegen die soziale Realität eröffnet.

Recht als Instrument der Herrschaftspraxis wird wiederholt thematisiert. Acht Prozesse werden beschrieben oder erwähnt – wovon sechs mit einer Hinrichtung enden. Die Frage des Rechts ist für die Erzählung zentral, weil das Recht die Möglichkeit suggeriert, ein Mittel zur Durchsetzung von Gerechtigkeit sein zu können. Es zeigt sich aber bald, dass von dem herrschenden Rechtssystem keine Gerechtigkeit zu erwarten ist. Im ersten Prozess, den Klaus als Fischerknecht auf Schonen miterlebt, wird einem Neunzehnjährigen, der einem Kollegen während eines Kneipenstreits einen Krug an den Kopf geworfen hat, die Hand abgehackt. Hier zeigt sich zwar, dass die Vögte „nach lübschem Recht mit barbarischer Strenge Ordnung“ halten (V, 28), doch die Schuld des Verurteilten ist unbestreit-

bar. Beim zweiten Prozess handelt es sich allerdings um eine Intrige gegen die Oldermänner der Fischer, denen der Vogt Wulveken Wulflam einen Diebstahl anhängt, um ihren Lohn für sich selbst einzubehalten. Klaus, der beobachtet hat, wie die Männer des Vogts das Diebesgut in der Hütte der Oldermänner platzierten, wird von Wulflam angedroht, selbst in Ketten geworfen zu werden, sollte er sich weiter dazu äußern. Klaus muss hilflos mit ansehen, wie die fälschlich Bezeichneten ausgepeitscht werden und dem angeblichen Anführer ein Auge ausgestochen wird (vgl. V, 35–36). Dies ist eine Schlüsselszene, da hier nicht nur die Feindschaft zwischen Klaus und Wulveken ihren Ausgangspunkt nimmt, sondern auch, weil deutlich wird, dass die Herrschenden das Recht zu ihren Gunsten beugen und gar nicht an Gerechtigkeit interessiert sind. Wulveken Wulflam ist die Verkörperung der zu Beginn postulierten herrschenden „Gier, Falschheit und Grausamkeit“ (V, 5).

Im *Handbuch* heißt es, Bredels Bewertung der mittelalterlichen Strafpraxis sei von einem modernen Blick geprägt.<sup>22</sup> Diese Einschätzung greift jedoch zu kurz, da keineswegs die Strafpraxis an sich im Vordergrund steht. Bredel stellt vielmehr das Problem des Rechts, das in der Strafpraxis anschaulich wird, als Form legitimer Gewalt überhaupt in Frage. Neben den Bestrafungen werden die Verfahrensweise und die Gefühle und Intentionen der involvierten Personen beschrieben. Es soll keinesfalls bloß Empörung über die Brutalität der Bestrafung evoziert werden. Vielmehr liegt es Bredel daran, die Diskrepanz zwischen Recht und Gerechtigkeit herauszuarbeiten. Dies zeigt sich in einer Episode während der Handelsfahrt nach Nowgorod. Vetter Hein wird der Prozess gemacht, weil er Dröse in Notwehr getötet hat. Der Schiffsälteste Stuwe unterschlägt ein entlastendes Beweisstück und macht eine falsche Aussage, wodurch dem Schiffsmeister Henryk nichts Anderes übrig bleibt, als Hein zum Tode zu verurteilen. Auf Klaus' Entrüstung entgegnet Hein: „Der Schiffsmeister, Klaus, spricht Recht, wie er nach dem, was bewiesen ist, sprechen muß“ (V, 73). Obwohl er das Verfahren an Bord nach formalen Kriterien ordnungsgemäß geführt hat, weiß der Schiffsmeister, dass Recht und Gerechtigkeit nicht zusammenfallen:

Sie hoben ihre Gläser, und der Schiffsmeister rief: ‚Auf die Gerechtigkeit! Trinken wir auf die Gerechtigkeit! Denn ohne sie geht die Welt zugrunde!‘ [...] ‚Schiffsmeister‘, sagte Sven, ‚ich werde Beweise schaffen, daß Stuwe ein Schurke ist.‘ ‚Nur Stuwe?‘ erwiderte der Schiffsmeister und rief: ‚Trinken wir auf die Gerechtigkeit!‘ Und sie tranken (V, 76–77).

<sup>22</sup> Vgl. Steinlein u. a.: *Handbuch*, Sp. 1009–1010. Die im Roman geschilderten antijüdischen Pogrome werden ungeheuerlicherweise unter die Strafverfahren subsumiert, bei denen religiöse und rassistische Ressentiments angeblich keine große Rolle gespielt hätten. Auch wenn der mittelalterliche Antijudaismus ein vom rassischen Antisemitismus der Moderne verschiedene Phänomen ist, muss die Umdeutung der Lynchjustiz des Mobs in ein Strafverfahren als Rationalisierung des Judenhasses verstanden werden.

Henryk weiß zwar, dass die Welt ohne Gerechtigkeit zugrunde geht und dass Stuwe nicht der einzige Schurke ist, der einer gerechten Strafe entkommt, doch er hat keinerlei Hoffnung, dass sich daran etwas ändert und betäubt seine Verzweiflung in Zynismus und Alkohol. Klaus hingegen fragt sich: „Können denn diese Großen ungestraft jedes Verbrechen begehen? Gab es denn keine Gerechtigkeit? Mußten sich alle wehrlos ihrer Tyrannie unterordnen?“ (V, 77). Er gibt sich nicht mit hoffnungslosen Trinksprüchen und frommen Reden<sup>23</sup> zufrieden, sondern nimmt die Aufgabe, für Gerechtigkeit zu sorgen, selbst in die Hand, nachdem er von der Hinrichtung Hermann Hosangs durch die Intrige der Wulflams erfährt. Klaus hat gelernt, dass das Recht nicht nur von den Mächtigen gebeugt und als Werkzeug für das eigene Interesse benutzt wird, sondern auch, dass die rein formale Anwendung des Gesetzes keine Gerechtigkeit bringt. Die gesamte Gesellschaft erscheint daher gesetzlos; das wirkliche Recht ist das des Stärkeren. Bredel wird nicht müde, dies zu wiederholen: „Der Stärkere hatte immer recht, der Schwächere immer unrecht. Man schlug sich tapfer, und der Sieger köpfte den Besiegten“ (V, 27). Die herrschenden Verhältnisse des Landes setzen sich fort auf dem Meer. Die Herrschaft der Patrizier und die Gesetze der Hansestädte reproduzieren sich im Schiffsrecht und in der sozialen Ordnung an Bord der Handels schiffe. Das Schiff bildet also zunächst keinen vom Rest der Gesellschaft völlig losgelösten Ort, weil die Schiffe den Autoritäten unterstellt sind, die auch an Land die Macht haben. Magister Wigbold weist darauf hin,

daß die ungeschriebenen Gesetze, die auf dem Meere galten, denen auf dem Lande durchaus gleich waren. Es gab Herren und Knechte; die einen befahlen, die anderen hatten zu gehorchen. Und die Herren rissen den Hauptteil der Beute an sich, die Knechte mußten sich mit weit weniger begnügen (V, 125).

Da die Herrschenden Räuber und Mörder sind, werden im Gegenzug die Piraten legitimiert, noch bevor Klaus selbst zu einem wird. Es wird davon erzählt, dass viele Adlige Piraterie betrieben (vgl. V, 27) und in einem historischen Exkurs heißt es später:

Freilich gab es auch einige nichtadelige Piraten auf dem Meere, die erbitterte Feinde sowohl der Patrizier wie der Feudalherren waren und auf eigne Faust und Gefahren Freibeuterei betrieben. Es waren zumeist Schiffsführer und Schiffsleute, die gegen ihre Herren, die Kaufleute, gemeutert hatten und nun ein freies, wildes Seeräuberleben führten und vom Kapern lebten, die aber auch, wenn sie sich stark genug fühlten und wohl auch zuweilen im geheimen Einvernehmen mit Zunftbürgern und Stadtarmen standen, in Städte einfielen und die Kaufleute und reichen Bürger brandschatzten und auf die Art die Zunftbürger rächten. Piraterie war damals durchaus nichts Unehrenhaftes oder auch nur Verbotenes: Fürsten, Bischöfe, Könige bedienten sich der Piraten als Landsknechte und trieben selber See- und Landraub. Der Schwächere mußte bluten. Macht ging vor Recht. Sowenig es ein einheitliches Reich gab, soweinig auch ein einheitliches Recht. Und der Kaiser, der Ordnung und Recht herzustellen gehabt hätte, hatte im Süden und

---

<sup>23</sup> Der Schiffspfarrer versucht, über die Ungerechtigkeit hinweg zu trösten mit dem Kommentar: „Gott wird die Schuldigen erkennen und die Unschuldigen erlösen!“ (V, 76).

in Italien und mit den rebellischen Feudalfürsten genug zu schaffen, um das Reich notdürftig zusammenzuhalten – der rauhe Norden war auf sich selbst angewiesen (V, 49–50).

Wiederholt werden die Mächtigen als räuberisch und gesetzlos beschrieben. Die- se Wiederholungen sind nicht einfach nur redundant. Bredel benutzt Wiederholung als rhetorisches Mittel so häufig, dass es naheliegt, ihren Zweck im pädagogischen Auftrag des Textes zu sehen. Es handelt sich nicht um schlechten Stil, sondern um eine didaktische Methode. Indem dieselben Punkte in unterschiedlichen Kontexten wiederholt werden, können sie besser memoriert werden, was den Lerneffekt beim Publikum verstärkt. Das zeigt sich auch in dem folgenden Abschnitt, in dem eine Brücke vom Erzählerkommentar zur Handlung geschlagen wird:

Im dünnbesiedelten Norden jedoch, wo die Städte erst zu wachsen begannen und wo keinerlei staatliche Einheit bestand, regierte das Faustrecht, schalteten und walteten die großen und kleinen weltlichen und kirchlichen Machthaber nach ihrem Gutdünken. Kühne Rebellen, die sich empörten, allen Gefahren zum Trotz sich gegen die ohne Recht und Gesetz Herrschenden auflehnten, blieben im Norden vereinzelt. Sie wurden zwar heimlich bewundert von den unterdrückten Volksmassen, aber nicht tatkräftig von ihnen unterstützt. Und diese Rebellen, die sich gegen eine unüberwindlich scheinende Macht erhoben, sich vor der Verfolgung der Mächtigen ihrer Zeit wehrten, waren gezwungen, selber erbarmungslos vorzugehen. Die Folge war ein grausamer, entmenschlichter Kleinkrieg. Besiegten wurden die Augen ausgestochen oder die Hände abgeschlagen. Sie wurden in dunkle, kalte Steinverliese geworfen, zu Tode gefoltert, gerädert oder auf Scheiterhaufen verbrannt. Wer sich davor schützen wollte, durfte nicht auf Recht und Gerechtigkeit zählen, sondern mußte sich selber helfen und sich einzige und allein auf sein Schwert verlassen. Klaus Störtebeker hatte zum Schwert gegriffen, und im Kampf gegen die Grausamkeit der Wölfe unter den Menschen kannte auch er keine Barmherzigkeit. Wo er seine Feinde in die Gewalt bekam, ließ er das Schwert reden. Doch niemals tötete er besitzlose Seeleute oder freiheitlich denkende Zunftbrüder (V, 85-86).

Wieder wird die norddeutsche Küstenregion als eine gesetzlose Gegend beschrieben, in der die staatliche Autorität abwesend ist und das Recht des Stärkeren herrscht. Gesetzlosigkeit ist nicht nur oder in erster Linie auf dem Meer zu finden, sondern erstreckt sich weit darüber hinaus. Raub und Piraterie werden als allgemein übliche Praxis der Zeit betrachtet. Das Argument, dass Raub und Mord keineswegs verboten gewesen seien, weil die Herrschenden sich ihrer bedienten, ist allerdings ein Fehlschluss. Es gab in der Tat ein feudales Rechtssystem, das die sozialen Beziehungen regelte, wie diverse mittelalterliche Gesetzestexte belegen, und Bredel erwähnt selbst das ‚lübsche Recht‘ (vgl. V, 28), also die von der Stadt Lübeck erlassene Rechtsordnung. Es gab diverse Landrechte in den fürstlichen Territorien, die Stadtordnungen, das Kirchenrecht in geistlich beherrschten Ge-

bieten und das kaiserliche Reichsgesetz.<sup>24</sup> Selbst wenn *de facto* ein Zustand der Gesetzmöglichkeit geherrscht haben mag, galten *de jure* die diversen Rechtsordnungen. Dieses Recht mag als willkürliches Herrschaftsinstrument erscheinen und es gab weder eine horizontale Gewaltenteilung noch eine effektive, zentrale staatliche Autorität, die dem Recht hätte Geltung verschaffen können. Aber das heißt nicht, dass keine Gesetze existierten.

Die Schwäche der kaiserlichen Macht dezentralisiert die Gewalt. Partikulare Herrschaften stehen in ihren Rechtsansprüchen in Konkurrenz zueinander. Aus diesen Konflikten resultieren Fehden und militärische Auseinandersetzungen. Der Willkür des einzelnen Herrschers wurden durch die Konkurrenz der Herrschenden untereinander gewaltsame Grenzen gesetzt, die durch Friedensverträge zum Gesetz wurden. Bredels Hinweis darauf, dass Macht vor Recht gehe, kann als Bestätigung von Schmitts These verstanden werden, dass Souverän ist, wer über den Ausnahmezustand bestimmt, d. h. das Recht durch Gewalt aufheben kann.<sup>25</sup> Der Punkt, der dabei jedoch übersehen wird, ist das intrikate Verhältnis von Recht und Gewalt. Recht ist nicht einfach die Abwesenheit von Gewalt, sondern ihre Institutionalisierung. Wie Foucault dargelegt hat, ist der Krieg nicht nur die Aufhebung des Rechts, sondern ein „Transmitter, der es ermöglicht, von einem Rechtssystem zu einem anderen überzugehen.“<sup>26</sup> Dadurch setzt sich jedoch der Krieg im Recht fort und das Recht wird zu einem Instrument des politischen Kampfes. Für Bredel, der das Recht emphatisch an den Begriff der Gerechtigkeit bindet, ist die herrschende Ordnung „ohne Recht und Gesetz“ (V, 85) – bloße gesetzlose, willkürliche Gewalt. Da unter den Bedingungen des Faustrechts der Sieger immer recht habe, ist dies für Bredel kein richtiges Recht, wobei er verkennt, dass alles Recht immer schon die Institutionalisierung der aus dem Faustrecht resultierenden Gewalt ist. So kann Bredel vorgeworfen werden, was Marx den Liberalen vorwirft: „Sie vergessen nur, dass auch das Faustrecht ein Recht ist, und dass das Recht des Stärkeren unter anderer Form im ‚Rechtsstaat‘ fortlebt.“<sup>27</sup> Worauf Bredel hinaus will, ist freilich die Tatsache, dass den Mächtigen, mögen sie sich auch untereinander bekriegen und Verträge zur Begrenzung der Gewalt abschließen, in ihrer Willkür gegenüber den Beherrschten kaum eine Grenze gesetzt ist. Für die Unterdrückten beginnt der Ausnahmezustand nicht erst mit der Aufhebung des Rechts, sondern ist die Regel, insofern die Herrschaft des Rechts eine Funktionsweise der Gewalt ist.<sup>28</sup> Von Bredel wird dies als Krieg gegen die

<sup>24</sup> Territorial gebundene Rechtsordnungen entwickelten sich aus den älteren Stammesrechten im 12. Jahrhundert. Seit dem 13. Jahrhundert wurden diese als Gewohnheitsrecht tradierten Regeln in sogenannten ‚Rechtsspiegeln‘ schriftlich fixiert, die dann die Geltung von Gesetzen hatten. Vgl. Hans Schlosser: Neuere Europäische Rechtsgeschichte. Privat- und Strafrecht vom Mittelalter bis zur Moderne, München 2017, S. 40–42, S. 47.

<sup>25</sup> Vgl. Schmitt: Politische Theologie, S. 13.

<sup>26</sup> Foucault: Verteidigung der Gesellschaft, S. 187.

<sup>27</sup> MEW 13, S. 620.

<sup>28</sup> Vgl. Benjamin: GS I.2, S. 697.

Masse der einfachen Bevölkerung dargestellt, in dem die juristische Form lediglich eine Legitimierung von Raub und Gewalt darstellt. Dennoch ist es ein Unterschied, ob Herrschaft rechtlich vermittelt oder durch unmittelbare Gewalt ausgeübt wird. Das wird deutlich an Wulflams Rechtsbeugung in Schonen. Er raubt den Lohn der Oldermänner nicht einfach, sondern nutzt den formalen Weg des Rechts, um seinen Raub zu legitimieren. Das ist zwar illegal, zeigt aber, dass es durchaus zwei voneinander geschiedene Sphären gibt. Die Gewalt wird formal vermittelt. Gäbe es überhaupt kein Gesetz, müsste Wulflam diesen Umweg nicht gehen. Im Endeffekt bleibt es dennoch Zwang, der durchgesetzt wird und an der Drohung, die Wulflam gegen Klaus ausspricht, als dieser die Unschuld der Oldermänner bezeugen will, blitzt die willkürliche und unmittelbar physische Gewalt hinter dem Recht hervor. In dieser Szene stellt Bredel die Funktionsweise des Rechts und seinen Zusammenhang mit gesellschaftlicher Gewalt hellhöriger dar als in den Erzählerkommentaren zur allgemeinen historischen Situation. Auch wenn das Recht als vermittelte, begrenzte Gewalt und der Krieg als unmittelbare, unbegrenzte Gewalt keine reinen Gegensätze sind, fallen sie dennoch nicht in eins.

Klaus erlebt, wie sich im und mit dem Recht jederzeit der Kriegszustand artikulieren kann. Es gibt keine Garantien und damit keine Rechtssicherheit. Das Einzige, worauf man sich verlassen kann, ist die eigene Kraft und die Fähigkeit, selbst Gewalt anzuwenden. So heißt es von Störtebeker:

Auch er war einmal ein Lamm gewesen, das jener Wolf mit einem Biß hätte zerreißen können. Diesem Schicksal war er aus eigener Kraft entgangen, damit dem ärgsten aller Übel, dem feigen Ertragen von Unrecht. Wer von den Panzerfäusten der Ritter und Patrizier nicht zerschmettert werden wollte, musste selber seine Fäuste panzern... Einmal hatte er zu einem Unrecht geschwiegen. Noch heute schämte er sich dessen. Hosang, der Kaufherr, vernachlässigte sein Schwert; er glaubte an Recht und Gerechtigkeit. Dieser Aberglaube ist verhängnisvoller als jener, den die Pfaffen lehren. Der eigenen Kraft vertrauen und sein eigenes Recht erkämpfen, nur das hat Bestand. Klaus Störtebeker war ein Mann geworden, der gelernt hatte, daß leben ‚kämpfen‘ hieß. Auf dem Meer war er herangewachsen, in ständigem Kampf. Hier war's nicht anders zugegangen als auf dem Lande, in den Städten, in den Dörfern. Man mußte stark sein. Lebte man unter Wölfen, mußte man ein Tiger sein. Das war Störtebekers Lebensphilosophie (V, 116–117).

Das eigene Recht zu erkämpfen bedeutet, die eigene Gewalt zu benutzen, um den Kriegszustand zu aktualisieren, durch den ein neues Recht geschaffen werden kann. Die Hobbessche Unterwerfung unter die Souveränität im Angesicht der menschlichen Wölfe wird verworfen, da es keinen vereinigten Gesellschaftskörper gibt, der sich einer gemeinsamen Souveränität unterstellen könnte – der Kaiser kommt, wie es dargestellt wird, für diese Rolle nicht in Frage. Die Lösung des Konflikts kann nicht funktionieren, wie sie im Fall Robin Hoods in der *Gest* und in *Ivanhoe* mit der Anerkennung des gerechten Königs als Souverän beschrieben wird. Die offene Gewalt hält den Kriegszustand in der Gesellschaft ständig präsent. Auf dem Meer ist es nicht anders als an Land und in den Städ-

ten. Kampf ist der Modus der menschlichen Existenz. Angesichts der gesellschaftlichen Unterdrückung heißt es: „Ein freies und fröhliches Leben kennen nur Fürsten, Pfaffen und Piraten“ (V, 86). Sie alle setzen sich über das Recht hinweg, anstatt sich ihm zu unterwerfen. Da die weltlichen und geistlichen Herren Räuber und Piraten sind, können sich die Piraten auch als „Herren des Meeres“ (V, 139) fühlen. Die Freiheit der Piraten resultiert aus ihrer Fähigkeit, Gewalt anzuwenden und sich damit von der Gewalt und dem Gesetz der Herrschenden zu befreien. Die Gesetzlosigkeit der Piraten ist ein Spiegel der gewalttätigen Verhältnisse. Die Gewalt der herrschenden Verhältnisse legitimiert die Gegengewalt der rebellischen Piraten. Sie zahlen die erlittene Ungerechtigkeit mit gleicher Münze zurück. Sie sind die Rächer des Volkes und edle Räuber, die „[m]anchem armen Schlucker [...] mit vollen Händen von ihrer Beute [schenkten]“ (V, 86). In Abgrenzung zu den adligen Räubern werden die „plebejischen Freibeuter“ (V, 101) konsequent als Sozialbanditen ausgestaltet. Als solche verkehren die Piraten die Ungerechtigkeit der herrschenden Gewalt in gerechte Gewalt. Dies wird mit der Meuterei als Wendepunkt der Handlung deutlich.

Nach der erfolgreichen Meuterei wird Stuwe von Klaus, der das Kommando übernommen hat, wegen seines Meineids im Prozess gegen Vetter Hein angeklagt. Klaus tritt als Ankläger, Zeuge und Richter auf. Stuwe leugnet zwar nicht seine Schuld, aber er gesteht auch nicht.<sup>29</sup> Dass Stuwe zum Tode verurteilt wird, erscheint gerecht, weil die Leserinnen und Leser wissen, dass er das Beweisstück entfernt und eine falsche Zeugenaussage gemacht hat. Die Meuterer übernehmen das traditionelle Schiffsrecht, wenn Klaus bekannt gibt: „Wir wollen nach Schiffsbrauch das Urteil sprechen“ (V, 80). Dennoch ist es ist nicht die Rechtmäßigkeit des Gerichtsverfahrens, das Gerechtigkeit hervorbringt, sondern die vom auktorialen Erzähler verbürgte Wahrheit der Schuld, ebenso wie die vom Erzähler verbürgte Wahrheit der Unschuld ein Urteil als ungerecht erscheinen lässt. An dieser absoluten Wahrheit hat Klaus teil, so dass er in all seinem Handeln als gerecht erscheint, auch wenn es seinen Gefährten nicht immer verständlich ist (vgl. V, 79). Die Meuterei ist das Zentralereignis des Romans – nicht nur, weil durch sie der junge Abenteurer Klaus zum Piraten Störtebeker wird. Ihr geht der Prozess gegen Vetter Hein unmittelbar voraus und der Prozess gegen Stuwe ist ihre direkte Konsequenz. Die Ungerechtigkeit des ersten Prozesses an Bord wird durch den

<sup>29</sup> Stuwe antwortet auf alle Fragen mit einem trotzigen „Cui bono!“ (V, 80–81). Dieser kriminalistische Begriff fragt danach, wem eine Tat nutzt und es stellt sich tatsächlich die Frage, was es Stuwe nutzt, das Beweisstück, die Waffe des Angreifers, ins Meer zu werfen. Es lässt sich spekulieren, dass er sich ausrechnet, durch Heins Verurteilung in der Hierarchie an Bord aufzusteigen und die Position des Waffenmeisters übernehmen zu können. Dieses Motiv wird allerdings in der Erzählung nicht deutlich und hier verpasst es Bredel in der Tat, was Lukács schon an seinen frühen Werken kritisiert hat, die Psychologie der Figur nachvollziehbar zu gestalten. Stuwe erscheint so bloß unergründlich bösartig und wenn der Ausdruck *cui bono* nicht einfach eine leere Phrase sein soll, mit der er sich einen Anstrich von Gelehrsamkeit gibt, dann lässt sich allenfalls sagen, dass die Meuterei und seine Verurteilung letztlich Klaus nutzen, der das Kommando an Bord an sich reißt.

zweiten korrigiert. Das wiederholt sich im Prozess gegen Wulveken Wulflam in Wisby, mit dem das Unrecht, das dieser den Oldermännern im Prozess in Schonen angetan hat, ebenfalls korrigiert wird. Die beiden Gerichtsprozesse nach der Meuterei verkehren die Ungerechtigkeit der beiden Prozesse vor der Meuterei in Gerechtigkeit. Die Meuterei erhält dadurch den Charakter eines revolutionären Aktes, mit dem Gerechtigkeit in der Welt durchgesetzt wird. Die Verfahren gegen Stuwe und Wulflam und deren Hinrichtungen haben beide den Charakter von Schauprozessen. Sie sind revolutionäre Racheaktionen, die letztlich nicht weniger willkürlich sind als die Rechtspraxis der Herrschenden, in denen aber die neue Gerechtigkeit für alle sichtbar werden soll. Dass der abgeschlagene Kopf Wulflangs am Bugsriet befestigt wird, verkündet nicht nur Störtebekers persönlichen Triumph, sondern markiert das Ende der alten Ordnung (vgl. V, 115).<sup>30</sup> Gerechtigkeit wird allerdings nicht durch die Korrektheit des Verfahrens oder durch die Berufung auf bessere Rechtszwecke hervorgebracht. Die hergebrachte Rechtspraxis wird einfach übernommen. Es reicht, dass die Unterdrückten sich bewaffnen und der Wahrheit eines intuitiven Gerechtigkeitsempfindens Ausdruck verleihen. Die Gewaltförmigkeit des Rechts wird als gegeben hingenommen. Nicht die Gewalt des Rechts wird als Problem ausgemacht, sondern dass unter den herrschenden Verhältnissen die Rechtsgewalt durch Unwahrheit zu Unrecht wird. Die Wahrheit der Gerechtigkeit hingegen legitimiert die Gewalt. So stellt Bredel die wahre Gerechtigkeit als unproblematisch und unmittelbar einsichtig dar. Sie scheint lediglich vom guten Willen und der Aufrichtigkeit der Einzelnen abzuhängen. Die Herstellung der Einheit von Legalität und Legitimität scheint das Ziel des revolutionären Akts. Damit wird aber keineswegs die Gesellschaft radikal umgestaltet. Es wird lediglich die schlechte Herrschaft durch gute Herrschaft ersetzt. An der Form der sozialen Organisation ändert sich nichts grundlegend. Die Piraten übernehmen nicht nur das Rechtssystem, sondern auch die hierarchischen Kommandostrukturen. Sie reproduzieren nicht nur die gesellschaftliche Gewalt, sondern auch die gesellschaftliche Organisationsform. Störtebeker räsoniert:

War er nicht ebenfalls ein Herr geworden, der über eine Schar Gesellen herrschte? Von aller Beute bekam er als Schiffshauptmann den größten Teil. Er war der Richter an Bord; sein Wort war Gesetz. Sein Wort entschied über Kampf oder Rückzug. Gewiß, er war seinen Gesellen ein besserer Kumpan als ein Manteuffel oder Preen. Und er hatte auf seinem Schiff für die Verwundeten einen Krankenraum und einen Doktorraum herrichten lassen, was beileibe nicht jedes Schiff hatte. Er duldet auf seinem Schiff kein Unrecht, keine Vorrechte. Der Tapferste stand im Ansehen am höchsten. Gewiß, gewiß – dennoch, seine Stellung als Schiffshauptmann war nicht anders als die eines Manteuffel oder Preen (V, 117).

<sup>30</sup> Dabei handelt es sich um eine bemerkenswerte Parallele zur Enthauptung Guy of Gisbornes durch Robin Hood, der das Haupt des Feindes im Triumph auf den Bogen spießt. Der Langbogen Robins und Störtebekers Piratenschiff sind jeweils Insignien ihrer kriegerischen Macht.

Auch nach der Meuterei bleibt das Leben an Bord entbehrungsreich.<sup>31</sup> Die Situation auf den Piratenschiffen ist nur deshalb besser, weil die Herrschaft besser ist. Aber das ist keine strukturelle Verbesserung, sondern hängt allein von der Moral des guten Herrschers ab. Dennoch eröffnet sich an Bord ein Freiheitsspielraum, den es offensichtlich an Land nicht gibt. Dass es sich dabei um „ein freies, wildes Piratenleben“ (V, 83), bzw. ein „freies, wildes Seeräuberleben“ (V, 49) handle, scheint einer gewissen revolutionären Romantik geschuldet.<sup>32</sup>

Politische Freiheit wird in der Gegenmacht sichtbar, die sich in Gestalt der Piratenschiffe formiert. Durch das Meer sind sie zwar räumlich von der territorialen Herrschaft des Landes abgetrennt, aber sie bleiben auf deren Logik bezogen, wenn Störtebeker und seine Gefährten gegenüber den Mecklenburger Adligen behaupten,

jedes ihrer Schiffe sei ein eigenständiger Staat. Wie die Ritter auf ihren Burgen selbstständig schalteten und walteten, so auch sie und ihre Gesellen auf ihren Schiffen. Wer da hineinzureden versuche, der sei ihr Feind. Und ihre Feinde hätten seit je ihre Fäuste zu spüren bekommen. (V, 92)

Das Piratenschiff als souveräner Staat überwindet nicht den allgemeinen Kriegszustand, der Land und Meer gleichermaßen erfasst hat, aber in diesem können sie ihre Autonomie und Unabhängigkeit mit ihrer gewaltsamen Durchsetzungsfähigkeit begründen. Der Konflikt verläuft nun nicht mehr zwischen Herrschern und Unterdrückten, sondern zwischen zwei Machtblöcken. Die plebeischen Piraten verkehren nicht die soziale Ordnung, sondern haben sich in der herrschenden Ordnung eine bessere Position erkämpft. Von dieser Position aus stellen sie sich in absolute Feindschaft zur herrschenden Ordnung, sobald sie mit ihrem politischen Programm über den Aufbau einer militärischen Macht hinausgehen und gegen das Unrecht des herrschenden Rechts das gerechte Recht mit Gewalt erzwingen wollen. Sie machen aus ihrer prekären Freiheit an der Grenze zur Vogelfreiheit und ihrer Verortung auf dem Meer eine Tugend. Trotz der Behauptung, die Piratenschiffe würden Staatlichkeit konstituieren, handelt es sich bei ihnen letztlich um Staaten ohne Territorium, deren Herrschaftsgebiet und -anspruch sich damit aber auf die gesamte Meeresoberfläche richtet. Obwohl die Schiffe auf das Engste begrenzt sind, haben diese gleichzeitig, schwimmend und umgeben vom Meer, keine Grenzen außer den Küsten. Das Schiff auf dem Meer schafft ein „System der Öffnung und Abgrenzung“, das eine Voraussetzung für die von Foucault beschriebenen Heterotopien ist.<sup>33</sup> Der Widerspruch dieser eigentümli-

<sup>31</sup> „Das Leben auf den Piratenschiffen war hart, sogar roh, doch nicht härter und nicht roher als das Leben in den Städten unter dem Joch der Patrizier und auf dem Lande unter der Tyrannie der Feudalherren. Die Menschen lebten dumpf dahin; jede freiheitliche, fortschrittliche Regung wurde barbarisch unterdrückt“ (V, 85).

<sup>32</sup> Vgl. dazu die Forderung Ždanovs, dass die „revolutionäre Romantik als integrierender Bestandteil in das literarische Schaffen“ eingehen solle. Ždanov: Sowjetliteratur, S. 48.

<sup>33</sup> Foucault: Von anderen Räumen, S. 324.

chen Position des Schiffes bildet den Ausgangspunkt für die Möglichkeit einer sozialen Transformation im Inneren der Gemeinschaft. Die Sozialordnung, die sich zunächst im abgeschlossenen Bereich des Schiffes entwickelt, wird durch die Weite des Meeres entgrenzt. Diese Entgrenzung geht aber noch weiter: Die Heimatopie drängt zur Verwirklichung der Utopie auf dem Land.

## *2. Das Meer, das Schiff und die Widersprüche von Freiheit und Gerechtigkeit*

Während das Meer bei Fontane die Negation festen Territoriums ist, so wird der maritime Raum in Bredels Erzählung zu einem Bereich der lustvollen Erfahrung von Glück und Freiheit. Das Meer ist in der Fischerknecht-Episode der Bereich harter Arbeit und Entbehrung. Klaus glaubt, „unter den Anstrengungen der neuen Arbeit zusammenzubrechen. Unsagbar schwer war der Heringsfang. [...] Die Taue der Netze zerrissen die Hände. Das Salzwasser zerfraß die Haut. Und gearbeitet wurde ohne Unterbrechung die ganze Fangzeit über“ (V, 28). Das Meer hat aber auch noch einen anderen Aspekt. Als Klaus während eines Sturmes am Strand sitzt und an seinen Freund Gerd denkt, der noch draußen auf dem Meer ist, erinnert er sich daran, wie sie „bei ruhigem Wetter weit hinaus ins Meer geschwommen“ waren und dies „ihre schönsten Erholungsstunden“ waren (V, 31).<sup>34</sup> Dies zeigt die Ambivalenz des Meeres, das der Arbeit ebenso dienen kann wie der Erholung, dem Handel ebenso wie dem Raub. Es sind die sozialen Praktiken, die die Bedeutung des Raums verändern, ihn als gesellschaftlichen Raum produzieren. Dies gilt für jeden Raum menschlicher Aktivität, doch das Meer ist besonders, da es sich bereits als Naturraum in einem Zustand ständiger Bewegung und Veränderung befindet. In den Naturräumen des festen Landes gehen Veränderungsprozesse meistens langsam vonstatten, sind dafür aber auch stabiler. Da das Meer flüssig und bewegt ist, bringt es, im Gegensatz zum festen Land, ein stärkeres Bewusstsein für Veränderung hervor, obwohl es dauerhafte Veränderungen durch menschliche Eingriffe erschwert: das Meer kann nicht einfach gekerbt werden wie das Land, sondern glättet sich immer wieder und bleibt oberflächlich gleich.

Auf dem Meer kann kein Ort und damit auch keine soziale Ordnung fixiert werden. Dieser Aggregatzustand des Meeres übersetzt sich in das Bild des Schiffes: „Die Freiheit des Meeres realisiert sich in der Schifffahrt, oder besser: auf den

---

<sup>34</sup> Und in diesem Fall auch die Widersprüchlichkeit der Erzählung. Dass die Fischerknechte überhaupt Freizeit haben, widerspricht sich mit der Aussage, dass ununterbrochen gearbeitet wird. Dass sie nach der harten Arbeit zusätzliche Anstrengungen auf sich nehmen, um Sport zu treiben, scheint unplausibel. Dennoch ist gezeigt worden, dass Schwimmen in Flüssen und Seen im Mittelalter durchaus ein beliebter Zeitvertreib der Bauern nach der Feldarbeit war und dass anzunehmen ist, dass Fischer schwimmkundig waren. Vgl. Armin Ader: Kirche und Sport im Mittelalter, Hamburg 2003, S. 133.

Schiffen“.<sup>35</sup> Durch die ständige Veränderung seiner Position ist das Schiff ein Ort ohne festen Ort und „ein Reservoir für die Phantasie“.<sup>36</sup> Am Schiff als „Heterotopie *par excellence*“<sup>37</sup> entzündet sich die utopische Imagination, die die Möglichkeit einer gesellschaftlichen Transformation gedanklich antizipieren lässt. Diese utopische Phantasie drückt sich in Bredels Roman zunächst in jugendlicher Abenteuerlust aus: „Klausens Gesicht glühte; er hätte laut jubeln mögen vor Freude. Er fuhr aufs Meer hinaus. Endlich ging sein Traum in Erfüllung; er war Schiffsmann, war ein Seefahrer auf einer großen, stolzen Kogge“ (V, 47). Gestiegt wird dieses Gefühl sogar noch, als Klaus das Ruder bedienen darf:

Sein Herz klopfte wie ein Hammerwerk. Sein Kopf, erst zum Platzen voll, war bald darauf blutleer. Beide Beine aufgestemmt, stand er unbeweglich da wie aus Stein. Dem Druck seiner Hand folgte das große Schiff; er war Steuermann. Er gab einen winzigen Strich nordost, und sogleich legte sich die Kogge etwas seitlich, noch günstiger vor den Wind, die Leinen strafften sich noch mehr, und das Schiff flog noch schneller dahin. Stolz und froh sah Klaus zu den gespannten Segeln hinauf. Es durchrieselte ihn; ihm war, als schäume sein Blut und werfe Blasen, denn in allen Gliedern kribbelte und zwickte es. Auf dem Meere war er. Am Steuer stand er. Vor dem Wind jagte er dahin. Er war der Pilot dieses großen Schiffes. (V, 60)

Klaus befindet sich im Zustand einer geradezu nautischen Ekstase. Trotz des begrenzten Raums des Schiffes eröffnet sich ihm dadurch die schiere Unbegrenztheit des Meeres, was weiter zu seinem Glücksgefühl beiträgt:

Klaus lebte in einem Zustand dauernden Glücksgefühls, das Leben schien ihm fröhlicher und leichter als früher zu sein. Ihm war, als hätte er bisher nie einen so unendlich weiten und so unbegreiflich hohen Himmel über sich gehabt, und jedes Land, das sie anfuhr, hatte neue und immer überwältigendere Wunder zu bieten. Ach, wie klein war doch das Stückchen Welt gewesen, das er vorher gekannt! (V, 62)

Die Beherrschung des Schiffes, die Unterwerfung des Windes unter den Zweck des Antriebs, die Entgrenzung des Raumes und die Weite des Meeres, das in jeder Richtung die Entdeckung neuer Orte verheißt, eröffnen Klaus die physische Welt, aber auch eine neue Gedankenwelt. Die Freiheit des Meeres bedeutet nicht nur die politische und staatsrechtliche Freiheit des *mare liberum*, sondern auch eine „spezifische Form der Freiheit des Denkens“.<sup>38</sup> Die Möglichkeit, anderswo zu sein, macht die Möglichkeit denkbar, dass es anders sein kann. Das erlaubt Klaus, die Fragen, ob es keine Gerechtigkeit gebe und ob sich alle wehrlos den Tyrannen unterwerfen müssten, anders zu beantworten als Schiffsführer Henryk, der die Hoffnung auf Gerechtigkeit aufgegeben und sich mit den Verhältnissen arrangiert hat. Für Henryk, der im Gegensatz zum Waisenjungen Klaus eine Fa-

<sup>35</sup> Hannah Baader: Gischt. Zu einer Geschichte des Meeres, in: dies. / Gerhard Wolf (Hg.): Das Meer, der Tausch und die Grenzen der Repräsentation, Zürich/Berlin 2010, S. 15–40, hier S. 33.

<sup>36</sup> Foucault: Von anderen Räumen, S. 327.

<sup>37</sup> Ebd., S. 327.

<sup>38</sup> Baader: Gischt, S. 32.

milie mit Frau und Kind an Land hat (vgl. V, 78), wird das Meer nicht vollständig zur Heimat, auch wenn es heißt:

Sie hatten allesamt nur eine Heimat: das Meer. Heute auf der ‚Sancta Genoveva‘, morgen vielleicht auf einem anderen Schiff. Und wurden andere Menschen am Ende ihrer Tage auf dem Friedhof ihrer Heimat begraben, ihr Gottesacker würde wohl das Meer werden. Auf dem Meer lebten sie; im Meer wollten sie ihre letzte Ruhestatt finden. An Land waren sie nur Gäste. (V, 63–64).

Diese Feststellung gilt für Klaus, Vetter Hein und Kinderbass, die keine Angehörigen haben und in der Gemeinschaft der Seefahrer ihre Ersatzfamilie finden. Dennoch ist es nur Klaus, der trotz der Unbequemlichkeiten und Anstrengungen, trotz aller Gefahren und der Unheimlichkeit des Meeres völlig in der See fahrt aufgeht: „[E]r fürchtete das Meer nicht. Alle anderen an Bord, auch Vetter Hein, schienen es zu fürchten. Das war seltsam. Warum fuhren sie dann hinaus? Herrlich war das Meer. Er war Freiheit. Es war Kampf. Und es war Sieg“ (V, 64). Ökonomische Erwägungen spielen für seine Entscheidung, zur See zu fahren, keine große Rolle, es ist eine reine, schicksalhafte Liebe zum Meer und seinen Verheißenungen. Eine enge, untrennbare Verbindung zwischen dem Piraten und dem Meer wird hier gestiftet. Das ekstatische Glücksgefühl hält an und wird gar zum Superlativ: „Oh, Klaus Störtebeker war der glücklichste Mensch unter der Sonne; er war frei, war sein eigener Herr und unermeßlich reich. Das Herrlichste aber war: er lebte auf dem Meere, führte ein Schiff“ (V, 94). Auch die Vorstellung des Meeres als Heimat wird wiederholt, wenn Bredel, dieses Mal im Singular, über den nun etablierten Piraten schreibt: „er [blickte] voraus über das weite, freie Meer, das seine Heimat geworden war“ (V, 110). Wie der Herrscher sein Territorium überblickt, so blickt Störtebeker über das Meer. Er ist unbesiegt, scheint unverwundbar (vgl. V, 95) und ist „ein König der Meere“ (V, 142). Als triumphierender Herrscher des Meeres wird er mit den postulierten Eigenschaften des Meeres identifiziert. Er selbst ist Freiheit, Kampf und Sieg.

Freiheit, Kampf und Sieg auf dem Meer beziehen sich nicht nur auf den Konflikt mit den Herrschaftsverhältnissen an Land, die sich auf dem Meer in Gestalt der Hanseschiffe und der dänischen Kriegsschiffe fortsetzen. Es geht auf einer viel elementarereren Ebene um den Konflikt zwischen Mensch und Natur, wie eine eindrückliche Sturmszene zeigt:

Der Sturmwind brauste heulend mit ungeheurer Kraft. Riesige Wellenmassen prallten gegen die hochbordigen Schiffe, warfen die Fahrzeuge die Wellenkämme hinauf und schleuderten sie wieder tief hinab in die gurgelnden, kochenden, strudelnden Täler des Meeres. [...] Klaus Störtebeker, der bei diesem Unwetter niemand anders an das Ruder des ‚Seetigers‘ ließ, war mit armdicken Tauen an den Ruderschaft gesellt. Das Schiff ächzte und stöhnte unter den Schlägen der Wellen. Gleich Muscheln tanzten die Kogen in dem Wellengebirge. Die Schiffsplanken knirschten, wenn die Sturmwinde das Schiff hin und her schüttelten und aufs Wasser drückten, als wollte es jeden Augenblick mit tausendfachem Krachen auseinanderbersten. Einen Augenblick fürchtete Störtebeker, kurz vor der Stunde seiner Rache mit Schiff und Mannschaft zerschmettert zu wer-

den. [...] ... vor dem letzten Sieg, das durfte nicht sein, das würde eine Rechtfertigung alles Unrechts und aller Verbrechen bedeuten. Ganz verzweifelt bemerkte er, daß das Ruder seinen Händen nicht mehr recht gehorchte. [...] [Störtebeker] stimmte ein wildes, grimmiges Lachen an. Wir kommen durch, hieß dieses Lachen. Wir geben nicht nach [...] mochte das Meer noch so toben ... [...] Tobe, brülle, donnere, Sturm! ... Rast, ihr Wogen! ... Öffnet euch, ihr Wolken! ... Laßt Himmel und Erde ein einziges Wassermeer sein! ... Werft unsere Schiffe in die Hölle und in den Himmel – wir kommen durch! ... Wir kommen durch! ... Nach Norwegen wollen wir! Müssen wir! Kommen wir! ... Ahoi, ‚Seeschäumer‘! ... Ahoi, ‚Seetiger‘! ... Ahoi, ‚Seerenner‘! ... Ahoi, ‚Seekatze‘! ... Auf nach Bergen! ... Bezwinge das Skagerrak! (V, 129–132)

Der Sturm ist eine Bewährungsprobe für die seefahrerischen Fähigkeiten der Piraten. Bereits zuvor hat Klaus als junger Steuermann gelernt, wie die Naturkräfte von Wind und Wasser mit nautischer Technik beherrscht werden können: „Er kannte bereits den Wind mit allen seinen Mucken und verstand ihn zu überlisten, mochte er auch daherstürmen und so ungebärdig sein, wie er wollte. Er zwang ihn, die Segel zu blähen und die Kogge vorwärts zu treiben“ (V, 66–67). In der Sturmszene verschränken sich die maritime Metaphorik des „liquiden, formlosen Körper[s] des Meeres und der Bewegungsdynamik seiner Wassermassen“ mit der nautischen Metaphorik der „Techniken der Schifffahrt“.<sup>39</sup> Das Meer als Naturgewalt trifft auf das Schiff als Bild der technischen Bezungung dieser Gewalt. Die Bezungung wird jedoch nicht durch die größere Kraft des Schiffes und des Seefahrers erreicht, sondern dadurch, dass sie sich der Gewalt der Natur ausliefern. Es ist die List des Seefahrers, diese Gewalt für seine Zwecke zu nutzen. In dem Moment, in dem sich diese Gewalt jedoch so übermäßig entfesselt wie in dem Sturm, bekommt selbst der erfahrene und herausragende Seemann Störtebeker, als er die Kontrolle über das Ruder verliert, Angst. Der Zweifel daran, ob die Fahrt ein gutes Ende nimmt, ob die List aufgeht, wird zur Verzweiflung. Seine Angst überwindet er durch das grimmige Lachen, das ein Ausdruck der Herausforderung der Naturgewalt durch Hingabe an sie ist.<sup>40</sup> Ohne die Ähnlichkeit zur Sturmszene im fünften Gesang der *Odyssee* überzustrapazieren,<sup>41</sup> trifft auf Stör-

<sup>39</sup> Baader: Gischt, S. 31.

<sup>40</sup> Vgl. dazu Horkheimer / Adorno, S. 85: „Ist Lachen bis heute das Zeichen der Gewalt, der Ausbruch blinder verstockter Natur, so hat es doch das entgegengesetzte Element in sich, daß mit dem Lachen die blinde Natur ihrer selbst als solcher gerade inneweide und damit der zerstörenden Gewalt sich begebe. [...] Lachen ist der Schuld der Subjektivität verschworen, aber in der Suspension des Rechts, die es anmeldet, deutet es auch über die Verstricktheit hinaus.“

<sup>41</sup> Die Parallele zeigt sich in der Beschreibung des Sturmes als Naturgewalt, in Odysseus' zweifeltem Wunsch, ans Ziel seiner Fahrt zu gelangen, im Verlust der Kontrolle über das Steuerruder und seiner schicksalhaften Rettung. Im Gegensatz zu Odysseus erleidet Störtebeker allerding keinen Schiffbruch, sondern rettet sich mit unbeschadetem Schiff aus dem Sturm, lediglich eine der zehn Koggen der Likedeelerflotte geht verloren. Vgl. V, 132. Vgl. Homer: *Odyssee*, übs. v. Johann Heinrich Voss, bearb. v. Hans Rupé / E. R. Weiß, in: ders.: *Illias und Odyssee*, Köln 2000, S. 477–853, 5. Gesang, Verse 291–387, S. 555–558. Auch Odysseus mag zudem ein Pirat gewesen sein, da er spricht: „Eh der Achaier Söhne

tebeker die Beobachtung zu, die Horkheimer und Adorno über Odysseus machen:

Odysseus, wie die Helden aller eigentlichen Romane nach ihm, wirft sich weg gleichsam, um sich zu gewinnen; die Entfremdung von der Natur, die er leistet, vollzieht sich in der Preisgabe an die Natur, mit der er in jedem Abenteuer sich mißt, und ironisch triumphiert die Unerbittliche, der er befiehlt, indem er als Unerbittlicher nach Hause kommt, als Richter und Rächer der Erbe der Gewalten, denen er entrann.<sup>42</sup>

Indem sich Störtebeker der Naturgewalt des Meeres preisgibt, gewinnt er Freiheit in Opposition zur Knechtschaft an Land. Dies macht sein Glück aus, das er am Steuer des Schiffes erfährt und das noch im Moment des Sturmes als manisches Lachen wiederkehrt. Dennoch bleibt er auch auf dem Meer der Gewalt der heteronomen Kräfte der Natur ausgeliefert. Auf dem Meer formt er sich im Kampf mit der Natur als autonomes Subjekt und distanziert sich gleichzeitig von der Heteronomie der Naturgewalt einerseits und der gesellschaftlichen Gewalt an Land andererseits. Naturgesetz und das Gesetz der Gesellschaft sind beides Formen von Herrschaft und Gewalt, beide fordern den Kampf als Modus der Existenz. Störtebeker kämpft an zwei Fronten.<sup>43</sup> Gegen die gesellschaftliche Herrschaft greift er zum Schwert, gegen die Herrschaft der Natur stützt er sich auf die List der Technik, sein Schiff. Störtebeker gewinnt seine Freiheit auf dem Meer also nicht einfach durch die räumliche Distanzierung vom Land, sondern durch die Siege, die er den Gewalten der Gesellschaft und der Natur abtrotzt. Die Freiheit des Meeres ist Schein, insofern sie keine Freiheit von der Gewalt ist, sondern ein durch die Notwendigkeit des Kampfes errungener Sieg. Als Konsequenz daraus wird der Sieg zum Inbegriff von Freiheit, wo er doch nur das Resultat einer Kraftprobe ist. Das affiziert auch den Begriff der Gerechtigkeit. Störtebekers Überleben im Sturm ist eine Bewährungsprobe der Gerechtigkeit, während ein Schiffsbruch die „Rechtfertigung alles Unrechts und aller Verbrechen“ bedeuten würde (V, 130). Die Gerechtigkeit von Störtebekers Rache erweist sich damit als quasi göttliches Urteil der Natur. Weil die Gewalt der Natur indifferent und unwillkürlich über die Menschen hereinbricht, anstatt geplant und interessengeleitet zu wirken, erscheint sie als gerecht. Die Blindheit der Naturgewalt wird zur Blindheit der Justitia, die ihre Gerechtigkeit schicksalhaft verteilt. Gerechtigkeit entspringt nicht der Freiheit, sondern der Gewalt.<sup>44</sup> Doch gerade in ihrer Indifferenz ist die Natur ungerecht, weil ihre Gewalt nicht zwischen Schuld und Unschuld unterscheidet. Als unerbittlicher Richter und Rächer tötet Störtebeker

---

hinauf nach Troia gesegelt, / Führt' ich neunmal Männer in schnellgeruderten Schiffen / Gegen entlegenes Volk und gewann gar reichlich Beute.“ Ebd., 14. Gesang, Verse 229–231, S. 691.

<sup>42</sup> Horkheimer / Adorno: Dialektik der Aufklärung, S. 55.

<sup>43</sup> Dies findet sich auch bei Fontane in der Klage darüber, dass er es müde sei, sich „heute mit dem Meere und morgen mit der Welt“ herumzuschlagen (L, 82).

<sup>44</sup> Vgl. Horkheimer / Adorno: Dialektik der Aufklärung, S. 23.

nicht nur die Wulfram-Brüder, sondern zerstört und brandschatzt jeweils auch die Städte Wisby und Bergen, in denen sie sich aufhalten. Störtebeker urteilt nicht nur über seine ausgewählten Feinde, sondern über die gesamte Bevölkerung. Der „Sturm über Gotland“ (V, 100) bezeichnet die kriegerische Gewalt, die über die Insel hereinbricht, als ob sie ein Naturphänomen wäre. Störtebekers Triumph über die Ungerechtigkeit wird durch die entfesselte Gewalt genauso indifferent wie die Naturgewalt und damit ungerecht. Unter den Bedingungen des von Bredel wiederholt konstatierten Faustrechts, des allgemeinen Ausnahmestands, bedeuten Freiheit und Gerechtigkeit, mit Gewalt zurückzuschlagen. Das Verhängnis wird nicht durchbrochen. In der Freiheit zur Gewaltanwendung und in der Rechtfertigung der Gewalt als Gerechtigkeit durch den Sieger reproduziert Störtebeker die Herrschaft der Wulflams. Im Furor Störtebekers verkehrt sich der Inhalt der Revolte – Freiheit und Gerechtigkeit – in sein Gegenteil: „Die absolute Freiheit ist das Recht des Stärkeren zu herrschen. Die absolute Gerechtigkeit schreitet über die Unterdrückung des Widerspruchs: sie zerstört die Freiheit. Die Revolution für die Gerechtigkeit durch die Freiheit treibt am Schluß die eine gegen die andere.“<sup>45</sup> In gewisser Weise kehrt Störtebeker die Entwicklungsroute Odysseus' um. Der König von Ithaka konstituiert sich als Herrschersubjekt, indem er die auflösenden Kräfte der Natur im Inneren wie im Außen bändigt. Die Festigung der Subjektivität und die Festigkeit des Territoriums an Land bilden die Grundlage des Staatsapparates, einer Gesellschaft mit festen Regeln. Trotz der gesellschaftlichen Gewalt handelt es sich dabei um einen Zivilisierungsprozess, der Abstand zum Schrecken und der Gewalt der Natur schafft, die er auf seiner Irrfahrt über das Meer überwindet. Störtebeker ist Symptom des regressiven Moments dieses Zivilisierungsprozesses. Er verlässt die zivilisierte Gesellschaft und begibt sich auf dem Meer zurück in den Naturzustand, der sich als der Kriegszustand zeigt, den die Gesellschaft institutionalisiert hat. In seinem Krieg gegen die Gesellschaft enthüllt sich die Verdrängung der gesellschaftlich rationalisierten Gewalt. Die entfesselte, piratische Kriegsmaschine, die über die gesellschaftliche Ordnung hereinbricht, erscheint deshalb als monströs, weil sie den Schleier der Zivilisation zerreißt. In diesem Sinne wird der Pirat, der mit dem Meer identifiziert wird, das seine Heimat ist, zur Naturgewalt, die von der gesellschaftlichen Gewalt abgespalten ist. Störtebekers mimetische Hingabe an das Meer wird bezahlt mit der Regression auf die Stufe der Gewalt des Naturzustands. Dennoch kann auf dem Meer als Raum der Gesetzlosigkeit, der nur den Naturgesetzen unterworfen ist, unbehelligt von gesellschaftlichem Zwang, die Idee einer natürlichen Freiheit aufscheinen. Mit ihr erscheint eine intuitive Vorstellung von Gerechtigkeit, da Freiheit sich nicht denken lässt, „ohne die Möglichkeit, unumwunden das Gerechte und das Ungerechte beurteilen zu können“.<sup>46</sup> Doch als ver-

<sup>45</sup> Camus: Revolte, S. 324.

<sup>46</sup> Ebd., S. 328.

absolutierte Freiheit zur Gewalt untergräbt sie das Prinzip der Gerechtigkeit, ebenso wie die absolute Gerechtigkeit der Gewalt das Prinzip der Freiheit untergräbt. Die Freiheit und Gerechtigkeit des Meeres sind Schein, da ihr Zweck die Gewalt der heteronomen Natur als Mittel reproduziert. Zwar entpuppen sich die Ideen von Freiheit und Gerechtigkeit als unverwirklicht, aber dadurch, dass sie überhaupt aufscheinen, wird ihre gesellschaftliche Verwirklichung erst denkbar.

### *3. Der Mythos des Klassenkampfes: Von der Heterotopie des Piratenschiffs zur Utopie der bürgerlichen Stadt*

Der Widerstand der Piraten gegen die gesellschaftliche Herrschaft ist ein Aufbegehren im Namen ursprünglicher, natürlicher Freiheit und Gerechtigkeit. Die Hinwendung zu einem verlorenen vorgesellschaftlichen Zustand enthält ein regressives Moment, das den archaischen Charakter der Piraten als Sozialrebellen hervorkehrt. Bredel sieht deutlich, dass die politische Konsequenz von Störtebekers Revolte für seine sozialistische Pädagogik problematisch ist:

Auf seinen Piratenschiffen lebte Rebellengeist, ein leidenschaftlicher Haß gegen die Patrizierherrschaft in den Städten und die Feudalherren auf dem flachen Lande. Aber es war ein dumpfer, unklarer, anarchistischer Rebellengeist, nur auf Zerstörung und Schädigung der Feinde gerichtet; sie selber wollten frei und ungebunden, keine Knechte, keine Arbeitstiere mehr für mächtige Herren sein. Daß sie von Raub lebten, erschien ihnen nur gerecht; sie raubten den Mächtigen, was diese auch nur geraubt hatten (V, 86).

Dieser anarchistische Rebellengeist ist der initiale Impuls der Revolte, nein zu sagen. Die Knechte wollen keine Knechte mehr sein. Sie setzen der Gewalt der Herrschenden eine Grenze durch ihre eigene Gewalt. Die Revolte der Piraten bleibt negativ. Bredel will die Erzählung über diese praktische Negation, Raub und Zerstörung, hinaustreiben und eine positive Perspektive eröffnen – den Moment der Bejahung, der ebenfalls in der Revolte steckt, zum Ausdruck bringen.<sup>47</sup> Die Umwandlung der Piratengemeinschaft in den egalitären Bund der Likedeeler ist die Hinwendung von der zerstörerischen Negation zu einer positiven Gestaltung der sozialen Ordnung. Magister Wigbold fordert,

einen Bund zu schaffen, der auf Gleichheit und Gerechtigkeit aufgebaut war. Sein Vorschlag war: Die Schiffsleute sollten ihre Hauptleute selber wählen, und sie sollten das Recht haben, sie jederzeit, wenn sie versagten, abzusetzen. Ferner sollte künftig die Beute gleichmäßig verteilt werden [...] Störtebeker und Gödeke stimmten den Vorschlägen des Magisters zu. Sie traten gemeinsam vor ihre Gesellen, unterbreiteten diesen ihre Vorschläge und fanden begeisterte Zustimmung. Feierlich schlossen die drei Schiffshauptleute ihren neuen Bund. Es sollte keinen Oberbefehlshaber unter ihnen geben, sie wollten zueinanderstehen wie Brüder – der Armen Freund und der Reichen Feind. (V, 125)

---

<sup>47</sup> Zur Gleichzeitigkeit von Negation der Herrschaft und Affirmation des Selbst in der Revolte vgl. ebd., S. 21.

Die Wahl der Hauptleute scheint durch die Akklamation überflüssig, denn selbstverständlich behalten Störtebeker, Gödeke und Wigbold das Kommando über ihre Schiffe. Störtebeker, der schon lange an der Legitimität seiner Stellung als Anführer gezweifelt hat (vgl. V, 117), kann sich nun auf ein solides Mandat berufen und ist sehr froh über die Entwicklung des neuen Bundes:

Auf seinen Schiffen gab es keine Unterschiede zwischen Herr und Knecht, arm und reich; alle Gesellen besaßen gleiche Rechte bei gleichen Pflichten, gleichen Beuteanteil bei gleichem Kampfeinsatz. Die Vitalier waren Söldner gewesen, die Likedeeler aber freie Seeleute; einer stand für alle und alle für einen. [...] Die Freibeuter der Likedeeler waren eine große Seebrüderschaft geworden, auf Tod und Teufel eingeschworen, allen Mächten zur See und auf dem Land trotzend (V, 138).

Das Schiff, den Gefahren des Meeres ausgesetzt, befindet sich in einem andauernden Zustand der Krise, in dem die Selbstverständlichkeiten des Landes in Frage gestellt werden. Diese Krisenheterotopie entwickelt sich zu einer Abweichungsheterotopie, in der die Normen der Gesellschaft radikal verkehrt werden, erst mit der Verwirklichung der utopischen Vorstellung einer egalitären Gemeinschaft. Das Schiff als Gegenort, der sich nach der Meuterei als souveräne Gegenmacht formiert, wird schließlich zu einem Gegenmodell der gesellschaftlichen Ordnung. Diese Entwicklung von der Revolte zur Revolution ist die eigentliche Handlung des Romans. Wigbold, der Intellektuelle, der ebenso wie der Hausierer Josephus von der häretischen Lehre John Wyclifs (vgl. V, 152) und der Idee eines christlichen Kommunismus inspiriert ist, wird der rohen Gewalt Störtebekers beiseitegestellt, um der Revolte eine politische Richtung zu geben. In der Allianz von Wigbold und Störtebeker bilden Kopf und Faust eine Einheit: Die Waffe der Kritik und die Kritik der Waffen<sup>48</sup> – Theorie und Praxis – verbinden sich zu einem effektiven Instrument der Revolution. Die Gründung der Likedeeler ist ein Zwischenschritt. Die Piraten haben zwar egalitäre Prinzipien etabliert, dennoch bleiben sie eine Raubgemeinschaft. Soll die Heterotopie des Piratenschiffs zu einem Modell für die Gesellschaft und Störtebeker zu einem sozialistischen Helden werden, kann Bredel nicht bei der anarchistischen Glorifizierung von Raub und egalitarem Banditentum stehen bleiben.

Störtebeker, „berauscht von der Macht, die er mit seinen Schiffen darstellte“ (V, 110), will sich zunächst „nicht in einem Hafen festsetzen“ (V, 116), denn: „Das Meer war seine Heimat. Zu Kampf und Kaperfahrt trieb es ihn“ (V, 116). Gegen den Rat Gödekes und Wigbolds, die ihn drängen, die Stadt als festen Hafen und Stützpunkt zu erhalten, lässt er Wisby aus blinder Rache niederbrennen (vgl. V, 113). Gödeke und Wigbold dagegen wissen, dass eine Seemacht Stützpunkte und Rückzugsorte an den Küsten braucht, um sich zu versorgen und die Schiffe instand zu setzen. Vom Land aus gesehen ist die Herrschaft über das

<sup>48</sup> Vgl. Karl Marx: Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung, in: MEW 1, S. 378–391, hier S. 385.

Meer ein strategischer Aspekt, um die Herrschaft über das Land zu sichern (vgl. V, 96). Wer das Meer beherrscht, kontrolliert Handels- und Versorgungswege, bewahrt sich Mobilität und Operationsmöglichkeiten und kann Häfen und Küsten vor gegnerischen Angriffen von der Seeseite schützen. Umgekehrt sind sichere Häfen für die Piraten notwendig, um ihre Herrschaft über das Meer zu sichern. Sie sind Verknüpfungspunkte, die den Zusammenhang von Land und Meer herstellen. Doch mit seiner radikalen Abkehr von den gesellschaftlichen Verhältnissen an Land will Störtebeker diesen Nutzen nicht wahrhaben. Es ist die politische Notwendigkeit, die ihn dazu bringt, diese Haltung zu überdenken. Trotz der erfolgreichen Rache und der Konsolidierung des egalitären Seebunds ist Störtebeker immer noch unzufrieden mit dem Erreichten (vgl. V, 137). Da er sich „an der Seite der für demokratische Volksfreiheit und Volksrechte kämpfenden Zünfte und Plebejer“ (V, 137) sieht, stellt sich die Frage, wie er seine militärische Stärke in politischen Einfluss umsetzen kann.

Hier gelangt Bredel an den Punkt, an dem *Die Vitalienbrüder* und Fontanes *Likedeeler* konvergieren. Wie bei Fontane versucht Bredels Störtebeker, den Status des Piraten zu überwinden. Auf dem Meer kann der Kriegszustand nicht aufgehoben werden. Die topographischen Bedingungen des ewig bewegten Meeres bedeuten immerwährenden Kampf. Um einen Gesellschaftszustand zu begründen, bedarf es festen Grunds. Die Piraten müssen an Land. Der Hafen von Marienhave in Ostfriesland ist – wie bei Fontane<sup>49</sup> – die territoriale Basis der Likedeeler und der Ausgangspunkt für die politischen Ambitionen an Land:

Störtebeker war nicht nur Herr auf dem Meere, er hatte den ersten Schritt an Land getan an der Friesenküste. Im Bunde mit Keno ten Broke und dem Propst Hisko von Emden träumte er von freien Bürgerstädten. Mit seiner Hilfe sollten die Städter in Bremen und Hamburg, Stade und Verden das verhaftete Regiment der Patrizier stürzen. So suchte er seinen Unternehmungen einen Sinn und ein Ziel zu geben. (V, 139)

Die Utopie freier Bürgerstädte zielt darauf, der Bewegung der Revolte, die an Bord des Schiffes bereits erfolgreich war, in den Städten zum Durchbruch zu helfen und die egalitären und freiheitlichen Prinzipien der Likedeeler an Land zu verwirklichen. Mit seiner politischen Agenda, die Oligarchie der Patrizier durch eine freie, bürgerliche Ordnung zu ersetzen, geht Bredels Störtebeker weit über die Politik Störtebekers bei Fontane hinaus. Wird in Fontanes *Likedeeler* lediglich versucht, eine autonome Kolonie von begrenztem Umfang zu errichten, zielt Störtebekers Vorstellung in *Die Vitalienbrüder* auf die radikale Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse der norddeutschen Städte.

Die Städte in *Die Vitalienbrüder*, Wismar, Stralsund, Nowgorod, Stockholm, Wisby, Bergen und Hamburg, sind neben dem Schiff zentrale Schauplätze der Handlung. Das Leben in ihnen wird einerseits als lebhaft und fröhlich geschildert,

---

<sup>49</sup> Bredel verwendet im Gegensatz zu Fontane eine historisierende Schreibweise des Ortsnamens mit ‚v‘ statt mit ‚f‘.

dert. Es gibt Waren im Überfluss, Musik und schmuckvolle Häuser. In den Städten entfalten sich die Pracht und der Reichtum des Bürgertums, allen voran der Patrizier (vgl. V, 14–16, 38–40, 47–48, 65–66). Andererseits werfen Armut, Pest, Judenpogrome, peinliche Strafen und die politischen Intrigen der Ratsherren ein düsteres Licht auf das Stadt Leben (vgl. V 18–25, 50–55, 143–144, 150). Diese Widersprüche kommen zum Ausdruck in den im Text geschilderten und erwähnten Aufständen und Auseinandersetzungen zwischen Zunftbürgern und Patriziern (vgl. V, 41, 48–49, 91, 127). Störtebeker will zugunsten der Handwerkszünfte in diesen Konflikt intervenieren. Wigbold versucht Störtebekers Illusionen zu zerstören und erklärt, „die Zunftbürger seien Pfahlbürger und kaum besser als die Patrizier“ (V, 141).<sup>50</sup> Es habe also keinen Sinn, sich politisch auf sie zu stützen:

Der Magister mißtraute den Patriziern wie den Päpstlichen [...] Er glaubte jedoch auch daran nicht, daß die neue Kaste der Zunftbürger den Rechtlosen Freiheit und den Armen menschliches Glück bringen würde noch bringen wolle. Er hatte den Dünkel und Hochmut dieser Zunftbürger den Stadtarmen gegenüber vor vielen Jahren in England kennengelernt. [...] Die weltliche Macht mußte von Grund auf erneuert werden, das war des Magisters Meinung. [...] es hieß, in den großen Städten und in allen Ländern das Zusammenleben der Menschen völlig neu zu ordnen. Weil Wigbold trotz seiner Gelehrsamkeit nicht gefunden hatte, wie das zu machen sei und durch wen, war er ein Allerweltsfeind geworden, ein Pirat. Das Wort, das zum trotzigen Bekenntnis der Likedeeler geworden war: ‚Gottes Freund und aller Welt Feind!‘ – stammte von ihm. Es besagte, auf die knappste Formel gebracht: Für den Kommunismus, wie ihn die ersten Christen erstrebten, war die Welt noch immer nicht reif. Aber in seinen Träumen war dieser seltsame Piratenhauptmann ein gar schwärmerischer Menschenfreund. Da entstand ein brüderliches Reich der verschiedenen Zungen und Rassen, in dem der eine nicht mehr des anderen Feind, sondern alle Brüder waren. In dem die einen nicht mehr Kain und die anderen Abel waren, sondern in dem ewiger Frieden, Wohlstand und Glückseligkeit herrschten. (V, 151–153)

Wigbold ist radikaler und konsequenter als Störtebeker. Er fordert den sofortigen Kommunismus, doch da die Verwirklichung der Utopie unmöglich scheint, wird er zum Feind der ganzen Menschheit, der einen Krieg gegen die Welt entfesselt. Dieser Kampf wird von Störtebeker mitgetragen, bis zu dem Punkt, an dem er nach Anknüpfungspunkten für politische Veränderungen sucht. Der Theoretiker Wigbold verfällt dem Nihilismus der Revolte, während Störtebeker, der Mann der Tat, zum kompromissbereiten Pragmatiker wird, der die Macht des politischen Gegners unterschätzt. Allein durch die militärische Macht ihrer Schiffe

<sup>50</sup> Diese anachronistische Bemerkung Wigbolds lässt sich direkt auf das *Manifest der Kommunistischen Partei* zurückführen: „Das mittelalterliche Pfahlbürgertum und der kleine Bauernstand waren die Vorläufer der modernen Bourgeoisie“ (MEW 4, S. 484). Der Sozialismus des Pfahlbürgertums ist reaktionär, da er das Zunftwesen und die patriarchalische Familienökonomie gegen die auflösende Dynamik der industriellen Revolution verteidigt (vgl. ebd., S. 485). Davon kann jedoch Ende des 14., Anfang des 15. Jahrhunderts, in dem die Handlung der *Vitalienbrüder* angesiedelt ist, keine Rede sein. Wigbold wirft den Zunftbürgern vor, was erst 400 Jahre später, im Zusammenhang mit den bürgerlichen Revolutionen und der Entwicklung der kapitalistischen Ökonomie, politisch relevant wird.

und die gefestigte Position in Ostfriesland hält Störtebeker die Likedeeler für die „Herren des Meeres und der Küste“ (V, 139). Doch um eine Revolution in den Städten zu befördern, erweist sich die nautische Überlegenheit der Likedeeler als unzureichend.

In Bredels Roman wird das Schiff in einer doppelten Bewegung von der Stadt abgesetzt und zu ihr hingeführt. Das Schiff, mit dem Störtebeker Stralsund verlässt, kommt aus der Stadt und gehört einem Kaufmann. Auf ihm setzt sich daher die Eigentums- und Rechtsordnung der Stadt fort.<sup>51</sup> Die Ausfahrt, die von der Stadt wegführt, wendet sich zur Ankunft des Schiffs in einer anderen Hafenstadt. Die Ausfahrt schließt immer die Ankunft mit ein. Das Schiff stellt Verbindungen zwischen Städten her. Die Ströme des Warentauschs reterritorialisieren das Meer, das von einem Netz von Handelsrouten überzogen wird. Die Hierarchie und Eigentumsverhältnisse auf dem Schiff sind dabei keine Unterbrechung der Ordnung des Landes, sondern ihre Transmission. Durch die Meuterei verlässt das Schiff die Stadt in einem metaphorischen Sinn, der eine radikale Veränderung der Land-Meer-Beziehung einschließt. Das Schiff kommt nur noch in den Hafen, wo es z. B. Raubgut absetzt, um ihn wieder zu verlassen. Das Schiff verbindet nun nicht mehr die Hafenstädte als Start- und Zielpunkte einer Route, sondern als Durchgangspunkte einer ständigen Bewegung. Das Piratenschiff unterbricht die Handelsrouten und die Transmission der städtischen – der sesshaften – Ordnung. Das nomadische Piratenschiff deteritorialisiert den Raum, stört den Warentausch. Mit seiner Weigerung, sich in einem Hafen festzusetzen, hat Störtebeker die nomadische Praxis benannt, den Raum zu beherrschen, ohne ihn zu besetzen. Der Pirat beherrscht das Meer nicht, indem er es kontrolliert, sondern seine Herrschaft über das Meer entsteht aus dessen Unkontrollierbarkeit. Das Piratenschiff erschafft eine neue nautische Ordnung, unabhängig von den Verhältnissen an Land. Es verändert die Ordnung im Verhältnis nach außen zu den Städten und Handelsschiffen und nach innen durch die Umgestaltung der sozialen Organisation. Diese revolutionäre Ordnung soll nun wiederum vom Schiff in eine soziale Transformation an Land zurückübersetzt werden. Die Ausweitung der Revolte führt jedoch mit der Besetzung Marienhaves dazu, dass das Piratenschiff in die Logik der Sesshaftigkeit zurückkehrt. Das Schiff erreicht den Hafen, um anzukommen, nicht mehr, um ihn zu verlassen. Störtebeker will den Raum besetzen, um ihn zu beherrschen. Die Macht der Schiffe soll in politische Macht an Land übersetzt werden. Damit begibt sich der Seekrieger Störtebeker aber in einen Bereich, der anderen Regeln gehorcht als der Kriegszustand des

<sup>51</sup> Bernhard Siegert zeigt, dass sich die frühneuzeitliche Form der Vorder- und Hinterkastelle der Schiffe an der städtischen Festungsarchitektur orientiert und damit signalisiert werde, dass es sich beim Schiff um „ein schwimmendes Stück eines souveränen Territoriums“ handle. Bernhard Siegert: Kastell, Linie, Schwarm. Medien des Seekriegs zwischen Repräsentation und Rauschen. In: Baader / Wolf (Hg.): Das Meer, der Tausch, S. 413–434, hier S. 413.

Meeres. In der zivilisierten Stadt wird der Krieg mit Mitteln der Politik fortgesetzt und Störtebeker verfängt sich prompt in den Wirren der Diplomatie. Durch seine militärische Schlagkraft allein, so nimmt er an, habe er eine Position gewonnen, in der er als legitimer Verhandlungspartner auftreten und den Rat der Stadt Hamburg zur Aufnahme von Zunftbürgern zwingen kann:

Selbstsicher war er, machtbewußt, ganz wie ein Großer, ein Mächtiger. Hatte er etwa nicht Anrecht auf höchste Einschätzung? [...] er, ein freier Schiffshauptmann, war aus eigener Kraft ein Herr geworden, ein König der Meere, den Fürsten und Patrizier fürchteten. Welch ein Triumph für ihn, daß der Rat der großen Hansastadt mit ihm als Macht zu Macht verhandelte! (V, 142)

Doch die Patrizier Hamburgs denken nicht daran, sich an die Vereinbarung zu halten. Während sie den Piraten im Rathaus zu Verhandlungen empfangen, bauen sie schon an einer Kriegsflotte. Der Hamburger Rat hält sich offensichtlich an die Empfehlung Ciceros, dass gegenüber einem Piraten als gemeinsamem Feind aller (*communis hostis omnium*) Abmachung oder Treueschwüre nicht verbindlich sind.<sup>52</sup> Das Recht, dass er sich auserbietet, dass man mit ihm als gleichberechtigte Macht verhandelt, wird ihm nicht zugestanden. Er kann seinen Status als Pirat, als „Allerweltsfeind“ nicht überwinden. Magister Wigbold ist sich dessen bewusst, wenn er entgegen Störtebekers positivem Programm – „Der Armen Freund!“ – auf der absoluten Negation beharrt: „Aller Welt Feind“ (V, 141). In dem Moment, in dem ihre Allianz zerbricht, wird das Ende der Likedeeler besiegt.

Störtebeker überschätzt seine militärische Macht und tappt den Hamburgern naiv in die Falle. Wigbold durchschaut zwar die List der Patrizier, ist aber nicht in der Lage zu handeln. Dabei werden die politischen Schwächen beider Charaktere deutlich: Störtebekers Drang zur unbedachten Aktion ebenso wie Wigbolds zynische Passivität. Doch Bredel gestaltet diese Schwächen durchaus nicht als individuelle Fehler, die vermeidbar gewesen wären, sondern als historisches Problem. Die Likedeeler wollen durch die Aktion einer Minderheit eine gesellschaftliche Umwälzung erzwingen, die gemessen am Stand der gesellschaftlichen Entwicklung historisch verfrüht, für die die Welt noch nicht reif ist. Wigbold erkennt das Problem, so dass ihm nichts anderes übrigbleibt, als die Rolle des ausgestoßenen Gesetzlosen einzunehmen. Dafür muss er notwendigerweise gesellschaftspolitisch wirkungslos bleiben. Störtebeker erkennt intuitiv den nächsten Schritt der gesellschaftlichen Entwicklung zur bürgerlichen Gesellschaft. Doch er will nicht, oder kann nicht wahrhaben, dass diese Entwicklung mit Gewalt von außen nicht erzwungen werden kann. Sein Unterfangen endet auf dem Schafott und bleibt damit letztlich ebenfalls wirkungslos. In Bredels Darstellung zeigt sich die implizite Annahme des dogmatischen historischen Materialismus, dass die Verwirk-

<sup>52</sup> Vgl. Daniel Heller-Roazen: Der Feind aller. Der Pirat und das Recht (The Enemy of All. Piracy and the Law), übs. v. Horst Brühmann, Frankfurt am Main 2010, S. 17–18.

lichung der sozialrevolutionären Utopien erst mit der marxistischen Arbeiterbewegung möglich wird, die in die Revolution von 1917 und die Gründung der Sowjetunion mündet. Der Utopismus und Voluntarismus werden so zu ‚Kinderkrankheiten‘ der kommunistischen Bewegung, die im ‚erwachsenen‘ Sowjetstaat ausgeheilt sind.<sup>53</sup> Trotz ihrer noblen Motive ist die Revolte der Likedeeler durch die Notwendigkeiten der historischen Entwicklung zum Scheitern verurteilt.

Im letzten Kapitel „Nachspiel“ heißt es, ein Jahrzehnt nach Störtebekers Hinrichtung, über die Bürger von Stralsund: „Nach allen Rückschlägen und Enttäuschungen war dennoch der schaffende Bürger, der Handwerker, frei geworden und Herr in seiner Stadt. Die Zunftbürger stellten die Ratsherren. Kein Wulflam war mehr da, der ihnen ihre Rechte streitig machen konnte“ (V, 163). Die Tötung der Wulflams durch Störtebeker mag ihren Teil zu dieser Entwicklung beigetragen habe, doch die Ermordung einzelner Herrscher allein macht noch keine Revolution.<sup>54</sup> Es sind nicht die Piraten, von denen die Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse ausgeht. Der erste Aufstand der Handwerker gegen den Rat einer Hansestadt ereignete sich bereits hundert Jahre vor dem von Bredel behandelten Zeitraum 1312 in Rostock.<sup>55</sup> Diese Konflikte werden im Roman erwähnt und es wird auch deutlich, dass sich die egalitären Vorstellungen der Likedeeler aus den sozialen Kämpfen an Land speisen. Auf dem Meer stehen sie außerhalb der gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse, mit denen sie im Krieg liegen, und können keinen Beitrag leisten für die Entwicklung hin zu „demokratischen Stadtverfassungen“ (V, 48). Im Konflikt zwischen Kaufleuten und Handwerkern in den Städten, wie im Konflikt zwischen Hansestädten und Adel,<sup>56</sup> sind die Piraten der Ost- und Nordsee letztlich eine eher beiläufige Episode. Die entscheidenden Veränderungen, sowohl im Inneren der Städte als auch im Verhältnis zur adeligen Herrschaft, werden durch die soziale Dynamik und das politische Handeln der Bürger selbst vorangetrieben.

Was Bredels Erzählung, gemessen an Lukács’ Poetik des historischen Romans, fehlt, ist der Ausgleich gesellschaftlicher Tendenzen, der auf einen geschichtli-

<sup>53</sup> Vgl. Waldimir Iljitsch Lenin: Der ‚Linke Radikalismus‘, die Kinderkrankheit im Kommunismus, in: ders.: Werke, Bd. 31, Berlin 1966, S. 1–105. Lenin benutzt die Metapher allerdings für eine Kritik an zeitgenössischen linkskommunistischen Strömungen, nicht für die historische Tendenz eines christlichen Kommunismus.

<sup>54</sup> Das zeigt die Geschichte des anarchistischen Terrorismus mit der gezielten Ermordung von Herrschern und staatlichen Funktionsträgern im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert. Selbst anarchistische Vordenker wie Pjotr Kropotkin und Errico Malatesta zweifelten, trotz Sympathien, den Erfolg einer solchen Strategie an. Vgl. Richard Bach Jensen: The Battle against Anarchist Terrorism. An International History, 1878–1934, Cambridge 2014, S. 18–20.

<sup>55</sup> Vgl. Dollinger: Die Hanse, S. 78.

<sup>56</sup> Siehe z. B. die Konflikte der Hanse mit den Königen von England, Dänemark und Norwegen, den Grafen von Holstein, Flandern, dem Herzog von Sachsen und den Fürsten von Mecklenburg. Vgl. Dollinger, S. 76–80, S. 89–102. Andererseits hat die Hanse auch immer wieder Bündnisse mit den verschiedenen Territorialherren geschlossen, obwohl „die Städte ein berechtiges Mißtrauen gegenüber den Fürsten“ hegten. Ebd., S. 80.

chen Fortschritt verweist. Zwar findet sich der ‚notwendige Anachronismus‘, dass sich in den Figuren ein Bewusstsein für die realen historischen Zusammenhänge zeigt, das „die Menschen in dieser Klarheit und Deutlichkeit damals unmöglich haben konnten“.<sup>57</sup> Doch dieses Bewusstsein wird vor allem von den Figuren Störtebeker und Wigbold verkörpert. Der Konflikt zwischen ihnen repräsentiert keine Tendenzen in der Gesellschaft als Ganzes, sondern unterschiedliche Strömungen innerhalb einer sozialen Widerstandsbewegung. Und der Gegensatz, in dem sie zueinander stehen, wird nicht vermittelt. Bredel zeigt bloß, dass im gesellschaftlichen Kontext des ausgehenden Mittelalters die Klassenwidersprüche nicht in der kommunistischen Revolution aufgehoben werden konnten. Doch auch der Gegensatz zwischen Patriziern und Piraten wird nicht vermittelt. Die Figur des Kaufmanns Hosang, die diese Rolle hätte übernehmen können, bleibt eine Randfigur, die nur in wenigen kurzen Szenen auftaucht, bevor sie stirbt. Der Zunftmeister Sarnow entpuppt sich als Verräter, der mit den Wulflams kollabiert. Es gibt keine Figur, mit der die Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft aus der Handlung heraus antizipiert werden könnte. Indem Bredel die Piraten vom gesellschaftlichen Rand in die Mitte der Handlung rückt, verliert die Erzählung ihr historisches Zentrum. So wie die Piraten außerhalb der sozialen Ordnung bleiben, bleibt der historische Kontext der Erzählung äußerlich. Das führt im *Handbuch* zum Vorwurf, Bredel würde das Mittelalter von einem modernen Blinkwinkel aus bewerten<sup>58</sup> und zu Jennis Behauptung, dass die Parallelen zur Gegenwart eine bloß subjektive Projektion des Autors seien.<sup>59</sup> Die Kritik folgt dabei der historistischen Prämisse, dass Geschichte so erzählt werden soll, wie sie gewesen sei, und jede Epoche nur aus sich selbst heraus zu verstehen sei – ein Unterfangen, das illusionär bleiben muss, da jede Geschichtsschreibung immer nur aus der Gegenwart auf die Vergangenheit blicken kann. Der historische Materialismus, dem sich Bredel verschrieben hat, versucht konsequenterweise gar nicht erst, diesem Anspruch gerecht zu werden. Bredel interessiert sich, wie er in seinem Brief an den Verleger selbst erklärt, nicht für die Wahrheit des historischen Details, sondern dafür, die historische Wahrheit der sozialen Kämpfe jener Zeit zum Ausdruck zu bringen.<sup>60</sup>

Die Darstellung antijüdischer Pogrome und legaler, d. h. formalrechtlich legitimierter Folterungen, muss sicherlich als Verweis auf das nationalsozialistische Regime in Deutschland verstanden werden, unter dessen Eindruck das Buch geschrieben wurde. Richter spricht in Bezug auf *Die Vitalienbrüder* von einem „erregenden Gegenwartsbezug“, in dem die Darstellung „von Unterdrückung und Knechtung [...] gleichbedeutend mit der Anprangerung des Faschismus“ sei.<sup>61</sup>

<sup>57</sup> Lukács: Der historische Roman, S. 75–76.

<sup>58</sup> Vgl. Steinlein u. a.: Handbuch, Sp. 1010.

<sup>59</sup> Vgl. Jenni: Störtebeker und sein Mythos, S. 111.

<sup>60</sup> Vgl. Bredel: Brief, S. 214.

<sup>61</sup> Richter: Willi Bredel, S. 61.

Der historische Materialismus schärft das Bewusstsein dafür, dass die Gewalt der Vergangenheit bis in die Gegenwart anhält. Mit Benjamin ließe sich sagen, dass dies das Bild einer Vergangenheit ist, in dem sich die Gegenwart als in ihm gemeint erkenne.<sup>62</sup> Auch Lukács hat darauf hingewiesen, dass sich in der Darstellung der Vergangenheit als Vorgeschichte der Gegenwart das Geschichtsbewusstsein des historischen Romans ausdrückt.<sup>63</sup> Auch wenn Benjamin und Lukács in den kontroversen Auseinandersetzungen innerhalb der marxistischen Linken der 1930er Jahre durchaus gegensätzliche Pole bilden, teilen sie mit Bredel die gemeinsame Tradition der materialistischen Geschichtskritik. Der historische Materialismus ruft in Erinnerung, dass die gesamte menschliche Geschichte „eine einzige Katastrophe, die Trümmer auf Trümmer häuft“,<sup>64</sup> bzw. ein „Trümmerfeld vernichteter Existenzen“ ist.<sup>65</sup> Im Augenblick der faschistischen Gefahr, die sich gegen die Tradition des sozialen Widerstands und gegen deren Empfänger, die kommunistische Arbeiterbewegung, richtet, versucht Bredels Erzählung sowohl die katastrophale Geschichte der Gewalt wie auch ein Bild der Vergangenheit, das den Funken der Hoffnung anzachen kann, festzuhalten.<sup>66</sup> Es handelt sich also weder um einen überheblichen, distanzierten Blick der Moderne auf die barbarische, überwundene Vergangenheit, noch um eine rein subjektive Gleichsetzung von Vergangenheit und Gegenwart. Unter dem Aspekt der Gewalt ist Geschichte objektiv gleichbleibend – „homogene und leere Zeit“.<sup>67</sup> Diese Zeit wird im Roman aber nicht durchbrochen, die historische Dynamik nicht an einem Punkt stillgestellt, um die piratische Freiheit und Gerechtigkeit mit der Entwicklung der bürgerlichen Emanzipationsbewegung und den gegenläufigen Tendenzen der feudalen Ordnung zu vermitteln. Der ‚notwendige Anachronismus‘ des historischen Romans fällt zurück in einen mythischen Anachronismus. Die Kontinuität der gesellschaftlichen Gewalt wird zur Wiederkehr des Gleichen und löst sich ab von der historischen Zeit. Die Differenz zwischen Patriziern und faschistischen Monopolkapitalisten einerseits, sowie zwischen christlichem Kommunismus und proletarischem Sozialismus anderseits, wird tendenziell eingeebnet. Die Ähnlichkeit täuscht vor, dass es sich um das Gleiche handle. Die Gleichsetzung von Gegenwart und Vergangenheit kann als polysynthetische Verdichtung der Geschichte verstanden werden, in der der Mythos wiederkehrt.

In Bredels Roman wird Geschichte nur insofern zur Vorgeschichte der Gegenwart ausgestaltet, wie sie die Vorgeschichte des Mythos ist. Nicht die historische Entwicklung, sondern die Tradierung des Mythos Störtebeker durch Musikanten und Balladensänger bis hin zu seinem eigenen Roman wird dargestellt. Die histo-

<sup>62</sup> Vgl. Benjamin: GS I.2, S. 695.

<sup>63</sup> Vgl. Lukács: Der historische Roman, S. 64.

<sup>64</sup> Benjamin: GS I.2, S. 697.

<sup>65</sup> Lukács: Der historische Roman, S. 65.

<sup>66</sup> Vgl. Benjamin: GS I.2, S. 695.

<sup>67</sup> Ebd., S. 701.

rische Bedeutsamkeit von Störtebeker und den Likedeelern ist die Erinnerung an den Widerstand gegen die Ungerechtigkeit, zu dem die Lieder und Erzählungen aufrufen (vgl. V, 162). Was von den Likedeelern bleibt, sind nicht tatsächliche gesellschaftliche Veränderungen, sondern der Mythos der Freiheit und Gleichheit. Für Bredel ist der Störtebeker-Mythos eine Quelle volkstümlicher Literatur,<sup>68</sup> deren Erbe er als proletarischer Schriftsteller antreten will. Bredels Aneignung des mythischen Materials im historischen Roman versucht zwar, dem Mythos im historischen Kontext seine soziale Wirklichkeit zurückzugeben, reproduziert diesen aber letztlich als Mythos des Klassenkampfes. Der pädagogische Anspruch des sozialistischen Realismus schlägt um in Ideologieproduktion. Das ist aber nicht Bredels individuelles Versagen, sondern Ausdruck der Regression der gesellschaftlichen Verhältnisse. Eingekeilt zwischen stalinistischer Kulturpolitik und faschistischem Vernichtungskrieg, zollt Bredels Werk dem Scheitern der sozialen Emanzipation Tribut mit der Regression auf den Mythos.

Als politischer Mythos deutet *Die Vitalienbrüder* an, dass Geschichte keine lineare Entwicklung ist, sondern dialektisch zwischen Fortschritt und Regression eingespannt ist. So geht die fortschrittliche freiheitliche und egalitäre Politik der Likedeeler mit einer Regression auf die Gewalt des Naturzustands einher. Andererseits sind die Ungerechtigkeit und Gewalt der Patrizier die regressiven Tendenzen der fortschrittlichen Rationalität des bürgerlichen Rechts und des Warentausches, die von den progressiven Zunftbürgern verkörpert werden. Bredel nimmt gewisse Tendenzen des Sozialbanditentums wie des Bürgertums als Erbe an und verwirft dennoch beide in ihrer Gesamtheit als Möglichkeit, die gesellschaftlichen Widersprüche aufzuheben. Dass durch den finalen Triumph der Zunftbürger und das Lied der Musikanten die dialektische Bewegung der Geschichte dennoch in eine Fortschrittszählung einmündet, ist stalinistischer Zweckoptimismus, der dem Zyklus der Gewalt ein Happy End aufprägt, das sich aus der Handlung des Romans nicht begründen lässt. Das vorgeblich versöhnliche Ende der Erzählung, an dem die Witwe von Wulf Wulflam als Bettlerin auf den Straßen Stralsunds ihr Leben fristet (vgl. V, 163–164), entlarvt die auftrumpfende Gerechtigkeit als Fortsetzung des Elends. In diesem Moment wird der Mythos, der vom Ausgang aus dem Schrecken erzählt, zur Lüge, da der Schrecken weitergeht.

Weil die regressiven und progressiven Tendenzen beide im Prozess der Geschichte latent vorhanden sind, ist das Ergebnis keineswegs entschieden. Die Möglichkeit der menschlichen Emanzipation schließt die Möglichkeit eines Rückfalls in die Barbarei mit ein. So kann der Roman gegen die ihm zugrundeliegenden ästhetischen und politischen Dogmen gewendet werden. Anstatt den politischen Mythos als kathartische Bewältigung der gesellschaftlichen Gewalt zu verstehen, kann aus ihm das Bild entfaltet werden, das die Dynamik dieser Ge-

<sup>68</sup> Vgl. Willi Bredel: Unter Türmen und Masten. Geschichte einer Stadt in Geschichten (Gesammelte Werke in Einzelausgaben 12), Berlin/Weimar 1968, S. 18.

walt festhält. Die Ideologie der Likedeeler, für die „in der Anwendung gewaltsamer Mittel zu gerechten Zwecken“ kein Problem besteht, kehrt wieder im revolutionären Terror.<sup>69</sup> Die naturrechtliche Blindheit für die Bedingtheit der Mittel führt zu einer Entgrenzung der Gewalt, die durch den Zweck immer schon ge-rechtfertigt ist. Der Revolutionär wird zum Richter und Henker und die revolutionäre Gewalt verselbständigt sich gegenüber ihrem Zweck. Sie reproduziert das, was sie zu bekämpfen sich zum Ziel gesetzt hat. Die Unfreiheit und Ungerechtigkeit des Bredel'schen Störtebeker fällt das Urteil über das stalinistische Regime, dessen Dogmen der Autor politisch und künstlerisch folgt. Im Mythos der Be-freiung bleibt die Freiheit Schein, doch dieser Schein markiert in der Unfreiheit der gesellschaftlichen Verhältnisse die unverwirklichte Utopie der Freiheit.

---

<sup>69</sup> Benjamin: GS II.1, S. 180.

## XV. Dämonische Piraten, ehrliche Seefahrer: Moral und nautische Technik in Boy Lornsns *Klaus Störtebeker*

Boy Lornsns Roman *Klaus Störtebeker – Gottes Freund und aller Welt Feind*,<sup>1</sup> der 1985 erschien, weist einige strukturelle Gemeinsamkeiten mit Bredels Roman auf. Auch Lornsen richtet sich an ein jugendliches Lesepublikum und führt eine jugendliche Identifikationsfigur ein. Ist dies bei Bredel der junge Klaus Störtebeker selbst, so handelt es sich bei Lornsen um den Schiffsbauerlehrling Schiefhals, der in die Fänge Störtebekers gerät und Teil der Piratenmannschaft wird. Es gibt den Reeder Koggen-Monk, der als guter Patriarch die Position des Kaufmanns Hosang bei Bredel einnimmt. Es gibt einen brutalen Schiffsmann Pfeifer, der an Dröse erinnert und den namenlosen Steuermann als Mentor des jungen Schiefhals', eine Rolle, die Steuermann Sven für den jungen Klaus bei Bredel erfüllt. Wie bei Bredel kommt es auch bei Lornsen zum Bruch zwischen Störtebeker und Wigbold, allerdings nicht wegen politischer Differenzen, sondern durch Gier, Eigeninteresse und Verrat. Von der Hinrichtung Störtebekers und seiner Gefährten wird in beiden Texten indirekt erzählt. Wie Stelzfuß/Kinderbass und Gerd bei Bredel, erfährt Schiefhals in einer Hamburger Hafenkneipe davon. Lornsns Roman verfolgt im Gegensatz zu Bredel keine explizit politische Agenda. Emphatische Solidaritätsbekundungen mit den Ausgestoßenen und Unterdrückten und den sich zu Rächern aufschwingenden Piraten unterbleiben. Wenn zeitweilig Sympathien durchscheinen, dann für die ehrlichen Schiffer und jene, die durch den Zwang äußerer Umstände, statt durch freie Entscheidung, zur Piraterie gekommen sind. Gegenüber den Seeräubern gibt es eine ablehnende Grundhaltung und der Roman ist ein Versuch, die mythische Figur Störtebeker zu deheroisieren. Die Brutalität und menschlichen Schwächen, die sich hinter der strahlenden und charismatischen Figur verborgen, werden herausgestellt. Da nichts über die persönlichen Hintergründe Störtebekers bekannt wird und die Figur undurchsichtig bleibt, wird die menschliche Dimension des mythischen Piraten nicht nachvollziehbar und erweckt weder Mitleid noch Sympathie, wie dies bei der tragischen Figur Fontanes oder dem revolutionären Märtyrer Bredels der Fall ist. Lornsen entwirft die Handlung entlang historisch überlieferter Eckdaten, die mit dem Störtebeker-Mythos in Zusammenhang gebracht werden: der Dänisch-Mecklenburgische-Krieg, die Belagerung Stockholms, die Plünderung Bergens, die Eroberung Wisbys, der Aufenthalt der Vitalier in Ostfriesland, die Hinrichtung von Seeräubern in Hamburg um 1400. Die historischen Ereignisse werden wie bei Bredel und Fontane in den Kontext des Romans eingebettet, mit ver-

---

<sup>1</sup> Boy Lornsen: *Klaus Störtebeker. Gottes Freund und aller Welt Feind*, München 21994. Auf den Text wird im Folgenden mit der Sigle „KS, Seitenzahl“ verwiesen.

schiedenen Motiven der Erzähltradition vermischt und erzählerisch ausschmückt. Dem Roman ist das Motto vorangestellt: „Wenn die Historie es nicht weiß, darf der Autor für möglich halten, was ihm selbst nicht unmöglich erscheint“ (KS, 5). Dieses Motto führt zu einem nüchternen, spröden Realismus, der versucht, alle Unwahrscheinlichkeiten der mythischen Tradierung zu vermeiden oder diese direkt diskreditiert.<sup>2</sup> Es ist keine Metaerzählung über die Widersprüchlichkeit des Erzählens wie in Thorpes *Hodd*, sondern eine konventionellere Form der Mythen-Berichtigung. Dem Motto folgend beginnt der Roman im Konjunktiv: „... und so könnte es angefangen haben“ (KS, 7).

Was Lornsen's Roman von anderen Texten der Erzähltradition unterscheidet, ist die technisch detaillierte Beschreibung der Seefahrt. Als Sohn eines Kapitäns auf Sylt geboren,<sup>3</sup> hatte Lornsen ein umfangreiches nautisches Wissen, wovon auch das Sachbuch *Schiffe* zeugt, das er für die deutschsprachige Veröffentlichung überarbeitete.<sup>4</sup> Dieser Aspekt macht Lornsen's *Klaus Störtebeker* für die Fragestellung dieser Arbeit besonders interessant. Die Subsumierung seines Werks unter die Kinder- und Jugendliteratur hat dazu geführt, dass wenig zu Lornsen geforscht wurde und sein Roman in der literaturwissenschaftlichen Aufarbeitung des Störtebeker-Mythos weitgehend ignoriert wurde. In Dieter Möhns Überblick über die Tradierung des Stoffes in der deutschen Literatur wird Lornsen's Roman nicht genannt. Bei Volker Henn findet er immerhin eine Erwähnung in einer Fußnote.<sup>5</sup>

## 1. *Teuflische Piraterie in einer ungerechten Welt*

Als Wigbold versucht, Störtebeker davon zu überzeugen, einen mecklenburgischen Kaperbrief anzunehmen, empört sich dieser darüber, dass ein Stück Papier das Raubgeschäft legitimieren soll:

„Ist *das* eine Welt!“ schrie Störtebeker. „Freie Raubgesellen und Fürstendiener tun beide dasselbe, und doch ist es nicht dasselbe!“ „Den Unterschied macht, wer's tut – der Herr oder der Knecht. Merkst du das erst jetzt?“ spottete der Zwerg. „So war's doch schon immer, und so wird's auch wohl bleiben, denk' ich. Das Recht schlaf't nun mal am liebsten beim Unrecht.“ „Ich würd's ändern, wenn ich Herr wär!“ (KS, 10–11, Hervorh. i. Orig.)

Störtebekers Selbstverständnis, sie seien „freie Raubgesellen“, berichtigt Wigbold mit dem Hinweis darauf, dass sie „[v]ogelfreie Gesellen“ seien (KS, 10). Wigbold weiß, dass der Unterschied von Recht und Unrecht durch Herrschaftsverhältnisse

<sup>2</sup> Wie die Geschichte, dass das geraubte Gold im ausgehöhlten Schiffsmast versteckt worden sei (vgl. KS, 186), die dokumentiert ist von Blasel: Störtebeker und Gödeke Michael, S. 20.

<sup>3</sup> Vgl. Autorenporträt Boy Lornsen, Thienemann-Verlag, auf: [www.thienemann-esslinger.de/t\\_hienemann/autoren-illustratoren/autordetail-seite/boy-lornsen-387/](http://www.thienemann-esslinger.de/t_hienemann/autoren-illustratoren/autordetail-seite/boy-lornsen-387/), 9. September 2017.

<sup>4</sup> Donna Bailey und Boy Lornsen: Schiffe. Vom Einbaum zum Ozeanriesen (Ships). Für die deutschsprachige Ausgabe in der Bearbeitung von Boy Lornsen, Oberursel 1992.

<sup>5</sup> Henn: Störtebeker-Bild, S. 282, Anm. 54.

hergestellt wird und keine kategoriale, moralische Unterscheidung von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit ist. Er erkennt die gegebenen Verhältnisse an und arrangiert sich damit. Dass die Herrschaftsverhältnisse so sind, wie sie sind, nimmt auch Koggen-Monk hin. Auf die Bemerkung seines Gesellen Jakob, dass die Kleinen zahlen, wenn die Großen sich streiten, antwortet er: „So geht's nun mal zu in der Welt. Das wundert mich schon nicht mehr. Aber wundern würde ich mich, wenn sich bald etwas änderte...“ (KS, 30). Koggen-Monk und Wigbold meinen also beide, dass die Gewalt der gesellschaftlichen Verhältnisse nicht zu ändern sei. Im Gegensatz zum Zynismus Wigbolds, der den Schluss daraus zieht, dass alles erlaubt sei, falls man im gesellschaftlichen Kräfleverhältnis die größere Macht auf seiner Seite habe, beharrt Koggen-Monk auf dem Recht als Ausdruck einer moralischen Grundnorm. Als sich die beiden gegenüberstehen, erklärt Koggen-Monk: „Wir sind ehrliche Leute. Und das könnt *Ihr* nicht sein! Ihr habt kein Recht, hier zu stehn. Das ist mein Schiff!“ (KS, 34, Hervorh. i. Orig.). Woraufhin Wigbold antwortet: „Wir haben kein Recht? Das Recht hat sich auf unsere Seite geschlagen, Weißkopf!“ (KS, 34). Das Eigentumsrecht, auf das Koggen-Monk sich beruft, hat *de facto* keine Bedeutung angesichts der Gewalt der Seeräuber. Es gilt das Recht des Stärkeren. Störtebekers Bekenntnis, den Zustand einer rechtlich legitimierten Ungerechtigkeit ändern zu wollen, wird von der Praxis der Seeräuber konterkariert. Während der Verhandlungen der Vitalienbrüder in Rostock erklärt er: „Mein Krieg gilt nicht nur dem Reich Dänemark – mein Krieg gilt allen Geldsäcken. Die Reichen will ich schädigen, daß die Armen zu ihrem Recht kommen“ (KS, 44). Der Vitalier Mandüvel entgegnet darauf, dass sich bei den Armen der Raub nicht lohne, es aber die armen Schiffsleute seien, die bei Kaperungen ihr Leben lassen müssten (vgl. KS, 44–45). Diesen Missstand will Störtebeker dann auch ändern. Nicht nur belohnt er Lotsen und Informanten reichlich, anstatt sie als Zeugen zu beseitigen, wie der Magister rät (vgl. KS, 70–71), sondern er geht dazu über, die Besetzungen der gekaperten Prisen zu verschonen:

„[...] Bei uns wird's anders zugehn von nun an: Klaus Störtebeker bietet Handgeld und gleichen Anteil für alle! Wer den Schwur nicht leisten will, darf ohne Schaden von Bord, und wenn's nicht anders geht, im nächsten Hafen. Ich sag' dir, bald wird man überall im Land unser Lob singen. Den Reichen nimmt er, und den Armen gibt er, werden sie verbreiten. Er drangsaliert uns nicht, wie es sonst Herrenbrauch ist. Dann wird der arme Mann uns gut gesonnen sein [...]. „Klaus Störtebeker handelt gerechter als Könige und Fürsten!“ soll es im ganzen Land heißen.“ (KS, 124)

Auf diese Weise können sich die Likedeeler, wie sich die Piraten daraufhin nennen, mit Rückhalt in der Bevölkerung auf Helgoland festsetzen. Die Helgoländer unterstützen die Piraten, denn sie

machten sich nicht allzu viel Gedanken über Recht und Unrecht, solange man ihnen das bißchen ließ, was sie zum Leben brauchten. Und mit diesen Likedeelern trafen sie es besser als sie anfangs geglaubt hatten. Der herzogliche Amtmann hatte ihnen im Auftrag seines Gottorper Herrn die Taschen geplündert; die Likedeeler plünderten den Kauf-

mann aus, und wenn ihre Taschen überliefen, glitt so manches Silberstück in die aufgehaltenen Hände der Helgoländer. (KS, 127)

Störtebekers Freigiebigkeit, Großmut und Mitleid mit den Armen und Unterdrückten blitzen durchaus auf. Allerdings scheinen sie zu einem großen Teil motiviert von taktischen Überlegungen und von seiner Eitelkeit. Einerseits will er sich die Unterstützung der armen Bevölkerung sichern und Informanten und Rekruten anwerben, andererseits sorgt er sich um seinen Ruf. Seine moralische Empörung über die Ungerechtigkeit ist gebunden an seinen eigenen Herrschaftsanspruch – „wenn ich Herr wär“ (KS, 11). Dieser Herrschaftsanspruch, der sich auf militärischer Stärke gründet, zeigt sich, als die Kaperbriefe widerrufen werden:

„So kann man mit uns nicht mehr umspringen! Sind wir Vitalienbrüder nicht inzwischen zu einer Macht geworden, mit der selbst Könige und Fürsten rechnen müssen? An uns und unseren Schwestern wird es liegen, wie sich die Dinge wenden. Wenn wir nur einig wären, könnten wir eine starke Flotte zusammenbringen und sogar ein eigenes Reich gründen!“ (KS, 109)

Gödecke Michels begegnet diesen Ambitionen höhnisch: „Mit Klaus Störtebeker als König! Das möchtest du wohl, mein Junge!“ (KS, 109). Der Kampf für Freiheit und soziale Gleichheit ist für Störtebeker keine politische Agenda, sondern dient der Legitimierung seines Herrschaftsanspruchs: „gerechter als Könige und Fürsten!“ (KS, 124). Herrschaft ist für ihn Mittel, um seine persönliche Freiheit und Unabhängigkeit zu bewahren, nicht Mittel, um gesellschaftliche Freiheit zu verwirklichen. Nur so erklärt sich, warum er seinen mangelnden Opportunismus beklagt, als die Likedeeler bereits im Niedergang begriffen sind und Störtebeker darüber sinniert, dass einige frühere Vitalienbrüder in dänische Dienste getreten und mit Posten belohnt worden sind: „Du hättest eben rechtzeitig auf den besseren Kurs eindrehen sollen [...]. Wärst du am Ende mit den Siegern gesegelt und nicht gegen sie – was dann, Klaus Störtebeker? Vielleicht säßest du jetzt auch auf einem Herrenstuhl, wie du immer gern wolltest“ (KS, 172). Seinem Selbstbild nach ist er zwar ein gerechter Herrscher, als „aller Welt Feind“ (KS, 112) bleibt diese Gerechtigkeit aber letztlich akzidentiell, dem Willen zu herrschen untergeordnet. Henn erkennt, dass Lornsens Störtebeker keinem moralischen Prinzip oder politischen Programm folgt: „Das rücksichtslose Töten gerade auch der ‚kleinen Leute‘, wenn es darum geht die Reichen zu schädigen, hebt auch Boy Lornsen [...] hervor. Bei ihm ist Störtebeker ein Pirat, der nur auf Raub und Beutemachen aus ist, der keine wirkliche Vision besitzt“.<sup>6</sup> Der Roman verweist auf die Ambivalenz des Mythos, wenn Schiebfalls auf die Geschichten rekurriert, die über Störtebeker erzählt werden: „Die einen machen einen hehren Helden aus ihm und die anderen einen finsternen Teufel“ (KS, 129).

Die auffällige Verwendung von diabolischen Metaphern und Vergleichen durchzieht den Text. Sowohl vom Erzähler als auch in den Dialogen werden die

---

<sup>6</sup> Henn: Störtebeker-Bild, S. 282, Anm. 54.

Piraten immer wieder mit höllischen Kreaturen gleichgesetzt. Störtebeker erscheint als Teufel und seine Mannschaft als dessen Gefolgschaft: „Hört, was ich euch zu sagen habe, ihr Satansbraten‘, begann ihr Hauptmann seine Rede, und der Haufen johlte ihm zu, als hätte der Teufel selber ihnen ein Schmeichelwort zugerufen“ (KS, 14). Der listige Wigbold wird als „teuflische[r] Magister“ (KS, 15) und „schlauer als der Teufel“ (KS, 65) bezeichnet. Der von einer Brandwunde im Gesicht entstellte Namenlose wird als „dem Teufel ähnlich“ (KS, 33), „dieser Teufel“ (KS, 34) und einer, „der aus der Hölle kommen mußte“ (KS, 181) beschrieben. Störtebeker und seine Mannschaft, die eine List verwenden, um ein Schiff in die Falle zu locken, führen „ein höllisches Stück“ und ein „Theater des Satans“ auf (KS, 17). Da den erfolgreichen Piraten alles gelingt, scheint es, „als ob der Teufel mit ihnen im Bund wäre“ (K, 93). Als Störtebeker Lösegeld für einen gefangenen dänischen Bischof erpressen will, bemerkt der Vitalier Marquard Preen: „Wer sich mit dem Teufel verbündet, darf sich nicht wundern, wenn es nach Hölle stinkt“ (KS, 61). Ein Hamburger Wirt meint, dass die Piraten die Hölle verdient hätten (vgl. KS, 184). Seeleute äußern ihre Furcht und ihre Abscheu vor den Piraten mit der Warnung vor „Teufels Küche“ (KS, 16) und der Bemerkung, dass sie „ehrlichen Seefahrern das Leben zur Hölle“ (KS, 29) machen. Die Ambivalenz der mythischen Geschichten zwischen Heroisierung und Dämonisierung wird damit in Richtung der Letzteren aufgelöst. Es sind Koggen-Monk und seine Leute, zu denen auch Schiehals gehört, die im Gegensatz dazu als moralische Menschen und ehrliche Seefahrer dargestellt werden. Als sie dem havarierten Piratenschiff zu Hilfe eilen, beruft sich der Maat Klas auf die „Pflicht als Seefahrer und Christenmensch“ (KS, 16). Gegenüber diesen frommen Seefahrern, die als unschuldige Opfer von den Piraten getötet werden, delegitimiert die Dämonisierung der Piraten deren soziale Rebellion und ihren Anspruch, ein eigenes Reich durch die Berufung auf Gerechtigkeit begründen zu können.

Die Ungerechtigkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse kommt in der Lebensgeschichte des Namenlosen zum Ausdruck, der durch sein vernarbtes Gesicht eine besonders dämonische Erscheinung darstellt. Es stellt sich heraus, dass er eigentlich ebenfalls Klaus heißt und der Bastard eines Adligen ist, der die Mutter des Namenlosen vergewaltigte. Sein Halbbruder, der legitime Sohn jenes Adligen – „eins von diesen Herrchen, die ihren Übermut an Mensch und Tier auslassen“ (KS, 67) – prescht mit dem Pferd durch das Dorf und trampelt dabei die schwangere Frau des Namenlosen zu Tode. Er tötet daraufhin den Fürstensohn und einen Begleiter, wird gejagt, stirbt beinahe selbst, als die Verfolger eine Hütte anzünden, in der er sich verschanzt hat, und flieht schließlich auf das Meer, wo er von den Piraten in Dienst gepresst wird. Seine Biographie zeigt deutliche Gemeinsamkeiten mit der von Klaus Störtebeker in Georg Engels Roman.<sup>7</sup> Sein Hass auf den Adel und die gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen Mord und

---

<sup>7</sup> Vgl. Georg Engel: Klaus Störtebeker, Langenfeld 2009.

Vergewaltigung ungestraft bleiben, wenn man nur dem richtigen Stand angehört, wird nachvollziehbar. Er weigert sich, sich dem herrschenden Recht zu unterwerfen, weil es Ungerechtigkeit legitimiert: „Das ist Herrenrecht. Haben sich diese Herren selber geschaffen, um mit Abhängigen umspringen zu können, wie es ihnen beliebt, und dagegen darf kein Knecht aufbegehren, wenn er am Leben bleiben will.“ Der Namenlose stockte und ballte die Faust“ (KS, 66). Der Namenlose sieht sich durch die äußeren Umstände zum Seeräuberleben gezwungen. Weder an der Gewalt noch an der Seefahrt hat er wirklich Freude. Beides sieht er als unfreiwilliges Schicksal. Der Namenlose ist der Einzige an Bord, der Störtebeker an Kraft ebenbürtig ist, und obwohl der Piratenhauptmann sonst nichts auf der Welt fürchtet, hegt er eine „heimliche Furcht“ (KS, 171) vor ihm. Schiehals bemerkt: „Eine gefährliche Macht muß dieser Teufel haben, daß ihm sogar der König gehorcht“ (KS, 34–35). Obwohl er, durch die Brandwunden entstellt, zunächst teuflisch wirkt, zeigt er in seinen Handlungen einen gutmütigen und hilfsbereiten Charakter. Er bewahrt Schiehals vor dem Tod, nimmt ihn als Mentor unter seine Fittiche und hilft ihm, sich am Pfeifer zu rächen und den ‚Seehasen‘ vor der Kaperung zu bewahren. In der Geschichte des Namenlosen wird deutlich, dass es die gesellschaftlichen Verhältnisse sind, die ihn zum Piraten und Teufel gemacht haben. Das ist ein Moment, in dem aufscheint, dass es diese Verhältnisse sind, die höllisch sind – ohne dass der Seeraub dadurch gerechtfertigt würde.

## *2. Segelkunst, Schiffsbau und die Topographie des Meeres*

Trotz der moralischen Verurteilung wird Störtebeker zugutegehalten, dass er ein hervorragender Seefahrer ist: „Seine Stärke und Verwegenheit reichte für drei Männer aus, und dazu war er noch ein selten guter Seefahrer. Klaus Störtebeker konnte ein Schiff durch die Hölle segeln, wenn sie ihm grad quer im Weg lag“ (KS, 9). Mit der Bemerkung, dass er ein Schiff durch die Hölle segeln könne, wird die Dämonisierung Störtebekers mit seinen nautischen Fähigkeiten kurzgeschlossen. Die nautische Technik ist moralisch indifferent:

In Störtebeker hatte die ehemalige ‚Schwalbe von Ribnitz‘ einen Meister gefunden, der mit ihr umzugehen verstand. Das gab selbst der Schiehals zu. Ein Schiff ist eben kein lebloses Gebilde aus Holz, Tuch, Tauwerk und Teer. Es kann lammfromm sein, wenn man es richtig behandelt, aber genausogut bocken, wenn man es falsch anfaßt. Wer nicht heraushört, was ein Schiff sagen will, wenn es vergnügt mit der Bugwelle klappt, ärgerlich mit dem Segel knallt oder wütend mit dem Bug in die Wellen einhaut, dem wird es nie gehorchen. Klaus Störtebeker verstand diese Sprache, gab die richtigen Befehle zur rechten Zeit mit einer Stimme, die den Sturm totbrüllen konnte. Der ‚Seewolf‘ dankte es ihm, gab gutwillig das letzte Quentchen Fahrt für ihn her. Einem Schiff ist es nun mal gleich, welchem Herrn es gehorcht – wenn’s nur ein guter Seefahrer ist. (KS, 48)

Hier zeigt sich nicht nur, dass das Schiff dem Zweck seines Herrn gegenüber gleichgültig ist, sondern auch, dass es auf besondere Weise als lebendiges Wesen imaginiert wird. Die Schiffe scheinen einen eigenen Willen und damit einen Subjektstatus zu haben, wenn es heißt: „Mit steigender Flut schwammen die Schiffe auf, drehten ihre Nasen der See zu und zerrten unruhig an ihren Anker-trossen“ (KS, 144). Animiert von den Bewegungen des Meeres ziehen der ‚Seewolf‘ und sein Rudel wie lebendige Tiere an ihren Leinen. Dass Schiffe, technische Geräte, als Tiergestalten lebendig werden, ist Projektion. Das zeigt sich deutlich an der Umbenennung der ‚Schwalbe‘. Störtebeker erklärt: „Seewolf“ soll unser neues Schiff heißen! Die braven Hansen sollen wissen, wer ihnen die Zähne in den Nacken schlägt!“ (KS, 21). Mit dem Namen ‚Seewolf‘ wird das Schiff metaphorisch zum mörderischen Subjekt erhoben, das scheinbar aktiv handelt. Der neue Schiffsname kann als Verweis auf den gleichnamigen Seefahrtsroman von Jack London und dessen Kritik am sozialdarwinistischen Recht des Stärkeren verstanden werden.<sup>8</sup> Der Seewolf ist bei London jedoch nicht das Schiff, sondern dessen Kapitän Wolf Larsen, der die Regression des Menschen zum gefährlichen Tier und den Rückfall in einen Naturzustand, in dem der Mensch nach Hobbes’scher Art den anderen Menschen Wolf ist, ideologisch affiniert. Wenn bei Lornsen das Schiff zum Raubtier wird, wird hingegen das Handeln der Menschen auf das technische Mittel projiziert. Das Schiff als technisches Mittel, das die Natur bewältigen soll, wird abgespalten von der menschlichen Tätigkeit. Das Schiff als lebloses Ding scheint lebendig, als ob es Teil der Natur ist. Das technische Gerät als Produkt und Instrument menschlicher Arbeit wird zur zweiten Natur, welcher der Mensch ebenso heteronom gegenübersteht wie der ersten. Die Fetischisierung des Schiffes als lebendige Natur verdrängt die gesellschaftlichen Bedingungen der nautischen Technik als sozial hervorgebrachtes Mittel der Naturbeherrschung. Die Technik, welche die Natur beherrschen soll, gleicht sich dieser mimetisch an. Damit wird auch die Beziehung zwischen Schiffer und Schiff zur Symbiose. Statt sich rein mechanisch zum Schiff zu verhalten, muss der Seefahrer wie ein Pferdeflüsterer auf die feinsten Regungen seines Schiffes reagieren, mit ihm geradezu verschmelzen. Nur insofern das Schiff als Lebewesen imaginiert wird, kann es sowohl dem Meer als auch dem Menschen angeglichen werden, der damit selbst zu einer Kreatur des Meeres wird. Der Seefahrer als Beherrscher des Schiffes eignet sich mit der Technik gleichzeitig und unterschiedslos die Natur, d. h. das Meer, an. Die moralische Indifferenz der Technik ist die der Natur. Wenn der Seefahrer nicht unmittelbar mit dem Meer – wie bei Bredel und im Störtebekerlied –, sondern mit dem Schiff identifiziert wird, erschließt sich, dass der Seewolf tatsächlich Störtebeker ist. Durch diese Identifizierung ist dem Seefahrer das Schiff nicht mehr äußerlich. Es ist weder Ort noch Gerät, sondern der Vektor seiner Bewegung im Raum des Meeres.

<sup>8</sup> Vgl. Jack London: *The Sea-Wolf*, in: ders.: *Novels & Stories. The Call of the Wild, White Fang, The Sea-Wolf, Short Stories*, hg. v. Donald Pizer, New York 1982, S. 479–771.

Die nautische Technik besteht nicht nur aus dem Bedienen des Schiffes und dem Verstehen seiner „Sprache“ (KS, 48), sondern auch aus dem Schiffsbau. Mit den Figuren Koggen-Monk und Schiefhals nimmt dieser im Roman eine zentrale Rolle ein. Koggen-Monk betreibt eine Werft und ist ständig darum bemüht, die Segeleigenschaften seiner Schiffe zu optimieren. Dazu segelt er in einem kleinen Boot zusammen mit seinem Lehrling Schiefhals für Testfahrten auf den Saaler Bodden hinaus (vgl. KS, 30–31). Die empirischen Erkenntnisse, die Koggen-Monk gewinnt, machen seine Schiffe zu Meisterwerken. Seine Kogge ‚Schwalbe von Ribnitz‘ ist „das schönste und schnellste Schiff auf dem ganzen Baltic“ (KS, 8), das in der ersten Szene des Romans mühelos gegen den Wind segelt (vgl. KS, 7):

ein großes Schiff von gut hundertfünfzig Last, fünfzehn Fuß länger als üblich und mit einem langen Achterkastell. Vor- und Achtersteven zeigten eine sanfte Rundung, setzten aber scharfkantig am Kiel auf. Das lange Kielholz ragte drei Handbreit weiter aus den Planken heraus als bei anderen Koggern. Darum ging die ‚Schwalbe‘ auch höher an den Wind. (KS, 23)

Vor der spanischen Küste zeigt sich allerdings, dass die technische Entwicklung des Schiffsbaus in anderen Teilen Europas bereits weiter fortgeschritten ist:

Es war das erste dreimastige Schiff, das ihnen vor die Augen kam. Mit geblähten Segeln hielt es auf die ankernde Seeräuberflotte zu, näherte sich pfeilschnell. Zwei Steinwürfe vor den Schiffen drehte es mühelos in den Wind, blieb eine Weile mit flatternden Segeln liegen, so als wollte man sich diese Fremdlinge gründlich ansehen. Dann holte der Dreimaster seine Segel dicht, ging hoch an den Wind und zog ebenso schnell wieder davon. „Drei Masten! Und drei Segel! Ein herrliches Schiff!“ rief der Schiefhals in heller Begeisterung aus. „Der ist ja noch viel schneller als unserer ‚Seewolf‘! Hast du gesehen, wie mühelos der in den Wind drehte? Und er ging höher an den Wind, als ich jemals ein Schiff segeln sah.“ (KS, 135)

Schiefhals ist begeistert und erkennt sofort das Potential dieses Schiffes im Gegensatz zu den nordischen Koggern und Holks:

Dem Schiefhals ging der herrliche Dreimaster immer noch nicht aus dem Kopf. Drei Masten! Der vordere zeigte schräg nach vorn, und der mittlere ragte am höchsten empor. Die langen Rahen neigten sich schräg, so daß ein Rahnock weit über die Mastspitze hinausragte, und alle Segel waren dreieckig geschnitten. Das Schiff hatte schmal ausgeschen und lang und nicht so hochbordig wie ihre Koggern und Holks. ‚Das hätte der Koggen-Monk miterleben müssen! Schiffe mit drei Masten! Es hätte nicht lange gedauert, dann wäre ein dreimastiges Schiff von seiner Helling gegliitten‘, dachte der Schiefhals. (KS, 135–136)

Bei dem spanischen Schiff handelt sich vermutlich um eine Karavelle.<sup>9</sup> Die Take lung mit Lateinsegel zeigt die Überlegenheit der südeuropäischen Schiffsfahrt,

<sup>9</sup> Vgl. Alfred Dudszus: Das große Buch der Schiffstypen. Schiffe, Boote, Flöße unter Riemen und Segel, Dampfschiffe, Motorschiffe, Meerestechnik, Stuttgart 2004, S. 154–155. Die Karavelle war ein von Portugiesen entwickelter Schiffstyp, der vom 14. bis 16. Jahrhundert zu den seetüchtigsten Schiffen seiner Zeit gehörte: „Aus den zweimastigen Karavellen gingen

durch die im anbrechenden 15. Jahrhundert die großen Erkundungsreisen über die Ozeane unternommen werden konnten. Auf das schnelle Erkundungsschiff folgen von Sklaven geruderte Kriegsgaleeren, die für ihre Manöver nicht auf den Wind angewiesen sind. Durch gezielte Kollision versenken die Galeeren mit ihrem Rammsporn drei Piratenschiffe.<sup>10</sup> Zum ersten Mal treffen sie auf einen Gegner, der ihnen auf dem Meer überlegen ist.

Ein anderer bedeutender Aspekt der Nautik ist die Navigation. So diskutieren die Vitalierführer über den besten Kurs nach Schweden (vgl. KS, 42–43) und über die Einfahrt nach Stockholm (vgl. KS, 49). Immer wieder wird der Kurs der Schiffe beschrieben, wo sie vorbeikommen und welchen Widrigkeiten sie begegnen:

Ihren ersten Landfall machte die kleine Flotte an Ölands Ostküste, zog dann südwärts an ihr herunter, bis sie der kargen Insel das Heck zeigten konnten. [...] Nun steuerten sie den bekannten Kurs um Schonens Südostecke herum, der sie in den vergangenen Jahren der Stockholmfahrt immer glücklich nach Rostock gebracht hatte. [...] Sie rundeten die Schonenecke, liefen drei Tage westwärts und hielten sich dabei in Sicht von Schonens Südküste. Am Tag danach tauchten die Klippen der Däninsel Mön als blaßblaue Wetterwand vor ihren Augen auf und gaben sich erst beim Näherkommen als weiße Felsen zu erkennen. Sie steuerten zu Süd an den Klippen vorbei, und vor dem Sund, der die Inseln Mön und Falster trennt, warfen sie ihren Anker für die Nacht aus. [...] An allen Schiffsseiten standen die Männer mit dem Lotblei und sangen die Tiefen aus. So wanden sie sich zwischen Inseln und Engen hindurch, loteten sich an Sänden und Untiefen vorbei nach Westen zu. Zeigte das Lot an einer Seite weniger als dreieinhalb Faden an, drehte der ‚Seewolf‘ den Bug zur anderen Seite hin, und die übrigen Schiffe folgten seiner Spur wie treue Hunde. (KS, 116–117)

Das Meer ist nicht einfach nur ein flacher, leerer Raum, der die Küstenorte verbindet. Es hat eine distinkte Topographie. Zudem verhält es sich den Seefahrern gegenüber nicht passiv, sondern ist eine aktiv handelnde Entität. Ebenso wie für die Schiffe benutzt Lornsen für maritime Phänomene personifizierende und animalische Metaphern:

Ein wütender Wind kämme die Baltische See. Von Westen her kam er, hetzte seine Wellenhunde nach Osten zu, daß denen der weiße Schaumgeifer vor den Mäulern stand. Mit den Wolken trieb er Schindluder, mal jagte er sie zuhauf, mal scheuchte er sie auseinander, bis ihnen das Fell in Fetzen davonstob. Dazu ließ er noch seine Böen pfeifen, um zu zeigen, wer hier Herr und Meister war. (KS, 7)

---

zunächst die für längere Reisen besser geeigneten relativ schlanken Lateinsegelkaravellen (caravela latina) hervor, die an allen 3 Masten ausschließlich Lateinsegel führten.“ Ebd., S. 155.

<sup>10</sup> Mit der Entwicklung wendigerer Segelschiffe, dem Aufkommen von Schiffsgeschützen und der abnehmenden Bedeutung des Enterkampfes werden Kriegsgaleeren in der frühen Neuzeit zunehmend von gesegelten Kriegsschiffen, z. B. Galeonen, verdrängt. Auf dem windarmen Mittelmeer wurden sie allerdings noch bis ins 17. Jahrhundert hinein eingesetzt, dann auch als Kombination von Galeere und Segelschiff (Galeasse). Vgl. ebd., S. 123–126.

Dem Wind werden eine eigene Agenda und Subjektivität unterstellt und er formt das Meer mit seiner Bewegung zu Lebewesen. Die Wellen und die Schiffe werden beide als Hunde imaginiert. Selbst die unbewegte Natur der Steine wird lebendig, wenn es heißt: „Nackte, rundrückige Felsen lagen wie schlafende Wale auf der graugrünen See, und unter Wasser lauerten die Felsenhaie, um ihnen ihre zackigen Zähne in die Schiffsböden zu schlagen“ (KS, 70). Diese Metaphorik verstärkt die Dramatik der maritimen Welt und in dieser Lebendigkeit hallt das Echo der maritimen Monster des Mythos nach, in dem Felsen und Strudel als Skylla und Charybdis lebendig werden.<sup>11</sup>

Dass die „Felsenhaie“ als mythische Monster unter der Wasseroberfläche lauern, zeigt, dass die Topographie des Meeres nicht nur von Inseln und Küstenlinien, die seine Ränder strukturieren, bestimmt wird, sondern die Beschaffenheit des unsichtbaren Meeresgrunds zentral ist. Dadurch, dass er die gefährliche Topographie des Meeresgrunds von den Wasserfarben ablesen kann, beweist Schiefhals seine seefahrerischen Fähigkeiten:

Das Tiefwasser gab sich leuchtend blau zu erkennen, violett oder schwarz im Schatten der hohen Steilwände. Aber nicht die dunklen Farben bedeuteten Gefahr – die hellen waren es. Ein durchsichtiges Grün zeigte flaches Wasser an, und wo es sanftbraun schimmerte, lauerte eine Klippe unter dem Wasser. ‚Flachwasser in Luv voraus!‘ oder ‚Klippe voraus in Lee!‘ sang der Schiefhals den Tag über vom Krähennest nach unten (KS, 51).

Diese Lesbarkeit des Meeres wird zum Schlüssel der nautischen Technik des Mittelalters. Dazu gehört auch Kenntnis der Winde, Meeresströmungen, Wassertemperatur, Brandungsgeräusche und Bewegungsrichtungen der Fische und Vögel.<sup>12</sup> Eine solche sinnliche Erfassung des Raums wird von Deleuze und Guattari als „empirische und komplexe nomadische Navigation“ bezeichnet, „die die Winde, die Geräusche, die Farben und Klänge des Meeres miteinbezog“.<sup>13</sup> Die Küstenseefahrt in Nordeuropa orientierte sich neben der sinnlichen Erfahrung der Phänomene des maritimen Raums an besonderen Merkmalen der Küstenlinie.<sup>14</sup> Störtebeker weist vor der norwegischen Küste auf einen seltsam geformten Felsen hin. Der Erzähler kommentiert: „Ein guter Seefahrer merkt sich auffällige Landmarken, um sie wiederzuerkennen, wenn er die gleiche Küste ansteuert“ (KS, 71). Solche Landmarken werden in der Folge künstlich geschaffen:

Der Schiefhals zeigte zu einer Insel hinüber, auf der ein einzelstehender, astloser Baum wie ein dürrer Finger in die Luft stach. Er hatte dazu geraten, daß man diese Merkzeichen setzte. Mal waren es Steinhaufen, die sie auf einer kahlen Felskuppe geschichtet hatten. Oder sie stellten ein Holzkreuz auf, wo es weithin sichtbar war, schlugen Bäumen die Wipfel ab, wenn sie günstig standen, malten mit Teer Zeichen an glatte steile

<sup>11</sup> Vgl. Homer: Odyssee, 12. Gesang, Verse 235–259, 427–446, S. 664, S. 669.

<sup>12</sup> Vgl. Konrad Fritze / Günter Krause: Seekriege der Hanse, Berlin 1989, S. 66.

<sup>13</sup> Deleuze / Guattari: Tausend Plateaus, S. 664.

<sup>14</sup> Vgl. auch Fritze / Krause: Seekriege der Hanse, S. 64.

Steinwände. So fanden sie ihren Weg leichter wieder, wußten immer, wo sie waren und mieden Gefahr (KS, 85).

Die Lesbarkeit des Meeres wird verbessert, indem ihm an seinen Rändern Zeichen aufgeprägt werden. Diese materiellen Zeichen, durch die Wissen unmittelbar in die Landschaft eingeschrieben wird, sind der Übergang zu einer effektiveren Beschreibung des Meeres auf einer abstrakteren Ebene. Der Magister bringt Schiefhals Lesen und Schreiben bei:

Nun konnte der Schiefhals in Wachstafeln ritzen, was er im Gedächtnis behalten wollte – wichtige Landmarken, gefährliche Fahrwasser, Tiefen, Engen und Unterwasserriiffe, alles was man wissen mußte, um ein Schiff durch alle Fährnisse zu führen. Sogar Beobachtungen über das Wetter hielt er fest – welcher Himmel Sturm ankündigte, und welcher Sonnenuntergang gutes Wetter versprach. Dazu fragte er andere Schiffer und Maate nach ihren Erfahrungen. Magister Wigbold und er zeichneten eine recht brauchbare Karte von den Teilen der Baltischen See, die sie befahren hatten. (KS, 87)

Erst durch die Schrift wird das Meer im eigentlichen Sinne topographisch, als Beschreibung von Orten, erfasst.<sup>15</sup> Die gebündelte Topographie mündet schließlich in der Kartographie, mit der die Navigation einen qualitativen Sprung macht. Nun hängt die Kursbestimmung nicht mehr allein von subjektiven empirischen, sinnlichen Erfahrungen und Beobachtungen ab. Die Akkumulation kollektiven Wissens durch die Techniken der Kerbung objektiviert die Navigation und vereinfacht die Beherrschung des maritimen Raums. Das Schreiben als Technik des Ritzens kerbt gleichermaßen auch den glatten Raum des Meeres. Diese Kerbung des Meeres wird in den gezeichneten Linien der Seekarten als Bild anschaulich. Mit den Kulturtechniken von Kartographie und Schrift geht die metaphorische Lesbarkeit des Meeres über in die tatsächliche Lesbarkeit von Karte und Text.<sup>16</sup> Der Roman erzählt von einer Wende in der Geschichte der Nautik. Als „Segelkunst“ (KS, 87)<sup>17</sup> ist die Seefahrt *téchnē* – Handwerk und Kunstfertigkeit, die sich auf der Basis sinnlicher Erfahrungen entwickelt hat. Mit der Optimierung des Schiffsbaus durch wissenschaftliches Experimentieren und der Entwicklung der Kartographie wird die Nautik zu einer modernen Technologie. Indem der *lógos* zur *téchnē* hinzutritt und sie systematisiert, wird der Handwerker zum Ingenieur und der sich mimetisch der Natur anschmiegender Schiffer wird zum Kapitän, dem nach abstrakten Prinzipien navigierenden Kopf des Schiffes. Das Meer als Wissensraum nomadischer Techniken der sinnlichen Erfahrung wird umgestaltet zu einem gekerbten Raum wissenschaftlich-technologischer Naturbeherrschung.

<sup>15</sup> Zur Rolle der Seehandbücher für die mittelalterliche Navigation vgl. ebd., S. 66–71.

<sup>16</sup> Allerdings ist darauf hinzuweisen, dass Karten als Bilder nicht wie Texte behandelt werden können, da sie nicht im eigentlichen Sinne ‚gelesen‘ werden, sondern, „dass das Arrangement vom Blick synchron erfasst“ wird. Stephan Günzel: Spatial Turn – Topographical Turn – Topological Turn, in: Jörg Döring und Tristan Thielemann (Hg.): Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften, Bielefeld 2008, S. 219–237, hier S. 231.

<sup>17</sup> Vgl. „hansische Steuermannskunst“ bei Fritze / Krause: Seekriege der Hanse, S. 59.

Die Figur, in der sich der Wandel der Seefahrt ausdrückt, ist Schiefhals. Mit seiner Ausbildung bei Koggen-Monk erhält er das Wissen und die Fähigkeiten im Schiffsbau und Segeln. Er erkennt das Zukunftspotential der dreimastigen Karavelle und er ist es, der die Beschreibung und Kartographierung des Meeres vorantriebt. Zunehmend läuft er Störtebeker den Rang als bester Seefahrer ab.

Obwohl die Techniken der Schiffsfahrt moralisch indifferent sind, verspielt Störtebeker sein Talent, da er nicht nur Seefahrer, sondern auch Pirat ist. Schiefhals hingegen konzentriert sich ganz auf die Schiffsfahrt und hält Distanz zum Raubgeschäft. Störtebeker stellt bedauernd fest: „Der Schiefhals ... Aus dem ist ein Seefahrer geworden, wie man sich keinen besseren wünschen kann für ein Schiff. Aber ein Raubgeselle wurde er nicht ...“ (KS, 171). Diese Distanz zur Piraterie zeigt sich darin, dass er als Maat zusammen mit dem Namenlosen an Bord bleibt, als ihre Gefährten Santiago plündern, da ihnen „dieser heimtückische Überfall auf eine wehrlose Pilgerstadt“ zuwider ist (KS, 134). Und die beiden bleiben an Bord, als die Likedeeler in Marienhafen ihre Beute verprassen, da ihnen „das faule Leben an Land und die ungezügelten Zechgelage“ nicht behagen (KS, 145). Schiefhals hält während der Liegezeit die Schiffe instand (vgl. KS, 147). Er geht seinem Handwerk nach, das Schiffsbau und Seefahrt ist, aber nicht der Raub. Die Distanz Schiefhals' und des Namenlosen zur Piraterie, der sie sich nicht freiwillig angeschlossen haben, zeigt sich paradoixerweise darin, dass sie Distanz zum Land wahren. Nicht an Bord, wo es Regeln gibt, sondern an Land, sei es beim heimtückischen Plündern oder beim ungezügelten Zechen, zeigt sich die Verderblichkeit der Piraten am deutlichsten. Für die Seefahrer ist das Land der Ort des Müßiggangs und völliger moralischer Entgrenzung. Noch in Wisby auf Gotland klagt Störtebeker: „Wir sind wie Fische an Land – faule Fische, die stinken werden, bekommen sie nicht bald wieder Seewasser zu schmecken. Und die Gesellen geraten außer Rand und Band, sobald sie die Füße an Land setzen. Nur an Bord und auf See kann man sie in Zucht halten“ (KS, 108). In Marienhafen ist Störtebeker nun selber ohne Disziplin und gibt sich dem Genuss des Landlebens hin. Schiefhals mutmaßt: „Klaus Störtebeker möchte seßhaft werden, um bald möglichst das Erbe des Friesenhäuptlings Keno anzutreten“ (KS, 145). Die Sesshaftigkeit der Seefahrer, die den Verfall bewegungsloser, verfaulender, toter Fische aufruft, wird kontrastiert mit den lebendigen Schiffen, die an ihren Ankerrossen zerrend auf das Meer hinaus möchten (vgl. KS, 144). Nach zwei Jahren in Marienhafen stellt sich bei der Mannschaft Unmut ein (vgl. KS, 147). Wenn sich Störtebeker notgedrungen aufrafft, auf Kaperfahrt auszufahren, um die sich leerenden Schatztruhen aufzufüllen, fehlt den Piraten der „Schwung der Vitalierzeit“ (KS, 147). Wie Fontane gestaltet Lornsen den Konflikt zwischen Störtebekers Wunsch nach Sesshaftigkeit und Eheglück einerseits und dem Drängen der Mannschaft, zur See zurückzukehren andererseits. Doch bei Lornsen kehrt sich das Verhältnis von Land und Meer um. Im Unterschied zu Fontane ist das Land hier keine idyllische Heimat, sondern ein Ort der Verderbnis und des Lasters.

Anstatt sich in Ostfriesland anzusiedeln, wie es von Fontane und Bredel erzählt wird, bezahlen sie Keno ten Broke für die Unterbringung in dessen Burg, um in Ruhe die Beute verprassen zu können. Störtebekers Heirat mit Okka eröffnet keine Perspektive für die Likedeeler als Gemeinschaft, sondern dient nur seinen persönlichen Ambitionen und der Befriedigung seiner sexuellen Lust. Zur Wollust, Völlerei und Trunksucht der Likedeeler in Friesland kommt die Eitelkeit ihres Anführers, der „sich auftakelt, um seiner jungen Frau zu gefallen“ (KS, 145). Zusammen mit Wigbolds blinder Gier, seinem Geiz und seiner Eifersucht auf Okka, die er mit Gift ermordet, bieten die Piraten in Ostfriesland ein infernalisches Bild: allen Todsünden frönenend zersetzt sich die Gemeinschaft und bereitet ihren eigenen Untergang vor. Marienhafe ist anders als bei Bredel und Fontane kein Ort der Hoffnung, sondern ein Symptom des Verfalls. Für eine Position der Stärke steht hingegen die Zeit, in der sie ihren Stützpunkt auf Helgoland haben.

Auf Helgoland sind die Likedeeler noch die „Beherrscher der Westsee“ (KS, 127). Störtebeker, der unter den Vitalienbrüdern „im Baltic [...] noch einer von vielen“ war, herrscht hier „wie ein König in Saus und Braus“ (KS, 129). Die Insel ist strategisch gut gelegen: „Alle Schiffe, die nach England fuhren oder von da kamen und in die Elbe wollten, mußten an der roten Felsenburg vorbei, die wie ein Wachturm, vor dem Eingangstor lag“ (KS, 128). Wie eine natürliche Festung schützt die Insel mit ihren Felsen und Riffen die Piraten und zugleich haben sie für ihre Raubzüge Zugang zur „fette[n] Weide“ (KS, 128) der Nordsee. Nach innen konsolidieren sich die Piraten als Gemeinschaft der Likedeeler. Innere Ordnung, Abgrenzung nach außen, und gleichzeitiger Zugang zum Außen: die Voraussetzung für einen Kulturisationsprozess, den Christian Moser an der Insel Scheria der *Odyssee* darstellt,<sup>18</sup> bestehen auch hier. Tatsächlich scheint Störtebeker seinem Ziel, ein eigenes Reich zu begründen, auf Helgoland nahe zu kommen. Während bei Fontane und Bredel die Hoffnung auf einen Übergang von der Piratengemeinschaft zur Gesellschaft auf dem ostfriesischen Festland verortet wird, scheint diese Möglichkeit bei Lornsen am ehesten auf der Nordseeinsel gegeben. Doch obwohl die Likedeeler hier die Blüte ihres Erfolgs erleben, entsteht keine Inselgesellschaft. Im Gegensatz zur friedlichen und harmonischen Ordnung der homerischen Phäaken bleiben die Likedeeler ihrem Raubgeschäft verhaftet und die Gier nach spanischem Gold treibt sie weg von der Insel. Auf Helgoland konstituiert sich das von Störtebeker angestrebte Reich nur als Herrschaft über das Meer. Das Meer kann jedoch nicht in Besitz genommen werden. Aus der Insel wird kein Territorium. Sie dient nur als Stützpunkt für maritime Operationen und ist ein Mittel, Schifffahrtsrouten und Knotenpunkte des Handels zu kontrollieren. Kontrolle und Zugang, nicht Besitz, sind der Schlüssel maritimer

---

<sup>18</sup> Vgl. Christian Moser: Archipele der Erinnerung. Die Insel als Topos der Kulturisation, in: Hartmut Böhme (Hg.): *Topographien der Literatur. Deutsche Literatur im transnationalen Kontext*, Stuttgart/Weimar 2005, S. 408–432, hier S. 415.

Herrschaft.<sup>19</sup> Die Besetzung der Insel ist eine taktische Entscheidung und wird nur so lange aufrechterhalten, bis sich bessere Beutemöglichkeiten anderswo ergeben. Die Maßnahme bleibt der nomadischen Strategie der Piraterie untergeordnet.

Anders als bei Fontane und Bredel wird die Möglichkeit, die Raubgemeinschaft in eine dauerhafte Gesellschaft umzuwandeln, trotz Störtebekers Aussage, ein Reich gründen zu wollen, in der Erzählung nicht politisch forciert. Lornsns Piraten bietet sich weder eine Aussicht auf Zivilisierung wie bei Fontane, noch auf eine revolutionäre Transformation der Gesellschaft wie bei Bredel. Bei Fontane und Bredel scheitert der Versuch der Piraten zwar, eine neue Form von Gesellschaft zu verwirklichen, doch bei Lornsen wird er erst gar nicht unternommen. Die Unmöglichkeit des Unterfangens zeigt sich auch darin, dass die Insel für solch ein Projekt ein prekärer Ort ist. Ihre Stabilität, die sie als Fels in der Brandung verheißt, ist trügerisch. Als Störtebeker nach Helgoland zurückkehrt, nachdem die Likedeeler in Ostfriesland zerfallen sind, versucht er vergeblich, an die alte Stärke anzuknüpfen. Nun ist er ein König ohne Reich, ein „Admiral ohne Flotte“ und „ohne Saft und Kraft“ (KS, 171), der auf der roten Felsenburg sein Schicksal wenden will, das sich als endgültige Niederlage abzeichnet. Dass Helgoland in der Erzählung sowohl die Zeit der größten Macht Störtebekers repräsentiert als auch die letzte Etappe vor dem Weg zum Schafott ist, zeigt die Ambivalenz der Insel. Einerseits grenzt sich die felsenbewehrte Insel scharf gegen das Meer ab und bietet festen Grund, auf dem die Piraten ihr Schiff verlassen können. Andererseits ist sie trotz der relativen Festigkeit ebenso wie das Schiff vom Meer umflutet, unbeständig und gefährdet. Große Teile Helgolands sind im Laufe der Geschichte wegen des steigenden Meeresspiegels, Erosion und Sturmfluten, aber auch wegen ökonomischen Raubbaus nach und nach im Meer versunken.<sup>20</sup> Auch wenn dies im Roman nicht erwähnt wird, zeigt sich geohistorisch, dass das Felsgestein weniger dauerhaft und stabil ist, als es zunächst den Anschein hat. In ihrer Unbeständigkeit ist die Insel demnach eher einem Schiff ähnlich als dem festen Land. Moser zeigt, dass es Darstellungen davon gibt, wie Inseln auf dem Meer schwimmen und nicht wie die kontinentale Landmasse fest im Boden verankert sind: „Sie haben etwas von dem Element, in dem sie sich befinden: Sie sind flüchtig, flüssig und unstet wie das Meer selbst, grenzen sich

<sup>19</sup> Vgl. Gillis, S. 26–27. Das trifft für die Piraten ebenso zu wie für die Händler der Hanse. Die Hanse etablierte mit ihren Kontoren in ganz Europa Zugang zu lokalen Märkten und hatte kein Interesse an dauerhaften territorialen Eroberungen. Im siegreichen Krieg gegen Dänemark 1370 gab sich die Hanse mit der Bestätigung ihrer Handelsprivilegien zufrieden, während die mit ihr verbündeten norddeutschen Fürsten den Krieg fortführen wollten. Vgl. Dollinger: Die Hanse, S. 100.

<sup>20</sup> Bis ins 17. Jahrhundert gab es neben dem roten Buntsandsteinfelsen auch einen weißen Felsen aus Muschelkalk, das sogenannte ‚Witte Kliff‘, das jedoch durch intensiven Kalkabbau völlig verschwunden ist. Zur Veränderung der Gestalt der Insel zwischen 800 und 1700 vgl. Heike Grahn-Hoek: Roter Flint und Heiliges Land. Helgoland zwischen Vorgeschichte und Mittelalter, Neumünster 2009, S. 14–21.

diesem gegenüber also nicht ab, sondern öffnen sich ihm.<sup>21</sup> Die Insel kann weder ganz dem Land noch ganz dem Meer zugerechnet werden, sondern bildet einen liminalen Zwischenraum. Die Insel ist wie das Schiff ein Ort, der sowohl am Land als auch am Meer Anteil hat. Insel und Schiff setzen Meer und Land in Beziehung zueinander und bilden Systeme der Abschließung und der Öffnung. Insel und Schiff trennen die Piraten von der Gesellschaft an Land und verbinden sie gleichzeitig mit dieser. Inseln und Schiffe können demnach als Heterotopien betrachtet werden.<sup>22</sup> Lornsns imaginäres Helgoland ist jedoch keine Heterotopie im Sinne einer literarisch realisierten Utopie. Obwohl sich die Ordnung des Festlandes hier auflöst, bleibt die Piratengemeinschaft nur ein negativer Ausdruck dieser Auflösung. Es gibt kein positives politisches Programm, das eine der historischen Wirklichkeit entgegengesetzte gesellschaftliche Ordnung imaginiert.

Die Abgrenzung der Piraten von der gesellschaftlichen Ordnung, vom herrschenden Recht und von der Moral, die sich in ihrer Hinwendung zur Natur des Meeres und zum permanentem Kriegszustand eines gesetzlosen Kampfes aller gegen alle sowie zu ihrer inneren Natur, der unmittelbaren Lustbefriedigung an Land, ausdrückt, mag als Verrohung oder Verwilderung erscheinen. Aber sie brechen nicht vollständig mit den kulturellen Errungenschaften der Gesellschaft, von der sie sich losgesagt haben. Mit Nautik, Schrift und Kartographie benutzen sie Kulturtechniken und unabhängig von ihrer zeitweiligen Integration in die herrschende Rechtsordnung durch die Kaperbriefe bilden sie eine Rechtsordnung aus, indem sie ihre Gemeinschaft auf gemeinsam vereinbarte Prinzipien gründen – die Grundform eines Gesellschaftsvertrags.<sup>23</sup>

Dass die Seeräuberbande dennoch nicht als Keimzelle einer möglichen Gesellschaft erscheint, kennzeichnet sie als Ergebnis einer Regression von einem bereits fortgeschrittenen Stand gesellschaftlicher Entwicklung. Wolfgang Pohrt stellt die Bildung von Banden als sozialen Zerfallsprozess dar, in dem sich Menschen zur Gesellschaft als zweiter Natur so verhalten, als sei sie die erste, und unterscheidet dahingehend Banden von Stämmen im Naturzustand: „Immer dann aber, wenn die Menschen sich inmitten einer bereits bestehenden Gesellschaft wie wilde Stämme verhalten, spricht man von Banden. An der sozialen oder geographischen Peripherie kommen sie zu allen Zeiten vor, sie markieren dann den Punkt, wo eine Gesellschaft endet.“<sup>24</sup> Die liminale soziale Position der Piraten korreliert mit dem randständigen geographischen Ort, an dem sie sich aufhalten, sei es auf

---

<sup>21</sup> Moser: Archipele, S. 412–413.

<sup>22</sup> Zur Heterotopie als System der Öffnung und Abschließung vgl. Foucault: Von anderen Räumen, S. 325.

<sup>23</sup> „Wenn schließlich Rechtsgeltung nur in der Praxis eines Rechtssystems erzeugt werden kann, dann ist die Frage der Geltung dieses Gesellschaftsvertrags nicht vom Status der Piraten als juristische Outlaws abhängig, sondern von ihrem Umgang mit dem Vertrag.“ Piereson: Piraten, S. 199–200.

<sup>24</sup> Wolfgang Pohrt: Brothers in Crime. Die Menschen im Zeitalter ihrer Überflüssigkeit. Über die Herkunft von Gruppen, Cliques, Banden, Rackets und Gangs, Berlin 2000, S. 70.

dem Schiff oder auf der Insel. Diese Orte markieren die räumliche Grenze zur herrschenden Gesellschaft, von der sie ausgeschlossen sind, der sie nicht nur fremd, sondern gar feindselig gegenüberstehen. Die Seeräuberbande ist ein historisches Zerfallsprodukt der Gesellschaft,<sup>25</sup> so wie Helgoland ein Zerfallsprodukt der geologischen Naturgeschichte ist. Aber auch wenn sich die Piraten in einem außergesellschaftlichen Zustand befinden, so ist dieser keinesfalls ein vorgesellschaftlicher Naturzustand. Obwohl den Likedeelern bei Lornsen die Möglichkeit zur Begründung einer Gesellschaft versperrt ist, werden sie – anders als im Störtebekerlied – nicht völlig dem Naturzustand überschrieben. Die Insel mit ihrer relativen Festigkeit und das Schiff als Produkt der nautischen Technik gehören nicht völlig zum Meer. Die Gesetzlosigkeit und das Dämonische, die traditionellerweise mit dem Meer assoziiert werden,<sup>26</sup> werden im Roman zwar den Piraten zugeschrieben, aber nicht der Seefahrt oder dem Meer im Allgemeinen.

Dass die Seeräuber aus der eindeutigen Zuordnung zu Land oder Meer, Gesellschaft oder Natur herausfallen, macht sie auf besondere Weise dämonisch.<sup>27</sup> Sie besetzen einen liminalen Ort, eine Randzone der Gefahr und der Unreinheit.<sup>28</sup> Indem Schiehals und der Namenlose an Bord bleiben, halten sie sich rein von der verderblichen Hybridität der piratischen Zwischenwelt. Während die Piraten an Land „[v]olle Taschen, volle Becher, Weiber“ (KS, 129) genießen, melden sich die beiden Gerechten freiwillig zu Erkundungsfahrten, da ihnen der „trunkene Lärm ihrer Kumpane, die auf der faulen Haut lagen“ (KS, 129), gegen den Strich geht. Auf dem Meer bleiben sie von der Regression ihrer Gefährten unbekilligt. Diese moralische Integrität wird damit belohnt, dass sie am Ende nicht auf dem Schafott sterben müssen. Der Namenlose stürzt sich zwar beim letzten Gefecht gegen die Hamburger ins Meer, aber Schiehals kann entkommen und als Seefahrer zu neuen Ufern aufbrechen. Als ehrlichem Seefahrer und

---

Dem ist allerdings entgegenzuhalten, dass bereits Stammesbildung eine Form von Gesellschaftlichkeit ist. Selbst Jagd- und Sammelgesellschaften verhalten sich nicht unvermittelt zur Natur und haben komplexe Rituale und Systeme der Weltdeutung.

<sup>25</sup> Pohrt argumentiert, dass Banden erst dann Symptom eines gesellschaftlichen Zerfalls sind, wenn die Bandenbildung die herrschende Klasse selbst erfasst. Vgl. ebd., S. 71. Das Argument gegen diese Einschätzung ist, dass bereits die Abspaltung von Banden an der sozialen und geographischen Peripherie Symptom eines beginnenden gesellschaftlichen Zerfalls ist, der das Zentrum lediglich noch nicht erreicht hat.

<sup>26</sup> Vgl. Blumenberg: Schiffbruch, S. 10–11.

<sup>27</sup> Vgl. dazu Kane: Horseplay, der den Begriff des Bestialischen an der Ballade von *Robin Hood and Guy of Gisborne* entfaltet und damit die Hybridität der liminalen Position zwischen Natur und Gesellschaft erfasst.

<sup>28</sup> Zum Rand als sozialem Ort der Gefahr und Unreinheit vgl. Mary Douglas: *Purity and Danger. An Analysis of Concepts of Pollution and Taboo*. London/Henley-on-Thames 1979, S. 96: „Danger lies in transitional states, simply because transition is neither one structure nor the next, it is undefinable.“ Und S. 119: „all margins are dangerous“. Wenn Douglas von der Gefahr sozialer Verschmutzung („danger of social pollution“, ebd.) spricht, dann gehört dazu die Überschreitung der äußeren Grenzen der sozialen Ordnung ebenso wie die Transgression ihrer inneren Struktur.

Schiffsbauer gehört ihm die Zukunft, die sich in der dreimastigen Karavelle und der Entwicklung der Kartographie ankündigt. Fontane und Bredel fragen beide nach der Möglichkeit einer Aufhebung des Widerspruchs der piratischen Existenz. Lornsens Likedeeler verharren in diesem Widerspruch. Allein für Schiehals eröffnet sich eine Perspektive, den Widerspruch zu lösen, weil er sich nie völlig in ihn verstrickt.

### *3. Die Verdrängung der Gesellschaft: Vom Mythos Störtebeker zum Mythos der Seefahrt*

Lornsens *Klaus Störtebeker* ist ein Roman mit Störtebeker, aber keiner über ihn. Zwar verwendet Lornsen Störtebekers Name als Titel, aber es heißt: „Ob das sein ehrlicher Name war, wußte keiner an Bord“ (KS, 9). Der Mythos, der am „den ganzen Sinn festhaltende[n] Eigennamen“<sup>29</sup> haftet, wird so der Unehrlichkeit verdächtig. Dass Name und Benanntes, die im Mythos zu einer Einheit zusammengeballt sind, getrennt werden, zeigt die antimythische Zielsetzung des Textes. Der Mythos versucht „das Subjekt zu benennen, von dem die letzte der richtigen Geschichten erzählt werden kann“.<sup>30</sup> Lornsen verwirft den Mythos von Klaus Störtebeker, den er mit dem Namen aufruft, um ihn durch einen historischen Realismus zu korrigieren. Der Titelheld rückt an den Rand. Mit dem Namenlosen und Schiehals, die der Piraterie distanziert gegenüberstehen, werden die persönliche Erfahrung gesellschaftlichen Unrechts und die nautischen Fähigkeiten von der Störtebekerfigur abgespalten, mit Magister Wigbold zusätzlich das taktische Geschick. Bei Bredel sind all diese Aspekte in der Figur Störtebekers vereint. In Lornsens Figurenkonstellation zeigt sich hingegen das negative moralische Urteil über die Piraterie in der Dämonisierung Störtebekers (und Wigbolds), die politische Ambivalenz gegenüber der Ungerechtigkeit der herrschenden Zustände im Schicksal des Namenlosen und die Anerkennung des herausragenden Seefahrers Schiehals.

In Schiehals spiegelt sich Störtebekers nautisches Geschick ohne dessen Brutalität. Als positive Identifikationsfigur rückt Schiehals und dessen Perspektive ins Zentrum der Erzählung. Nach Lukács' Theorie des historischen Romans könnte das so verstanden werden, dass Schiehals der mittlere Charakter ist, um den herum sich die Erzählung anordnet, damit zwischen widerstrebenden historischen Tendenzen vermittelt werden kann.<sup>31</sup> Tatsächlich handelt es sich bei Schiehals um eine Figur, die zwischen allen Fronten steht. Er gerät zwar unter die Piraten, aber bleibt seinem toten Mentor Koggen-Monk gegenüber loyal und verhindert später, mit Hilfe des Namenlosen, einen Überfall auf dessen Schiff ‚Seehase‘ (vgl.

<sup>29</sup> Blumenberg: Arbeit, S. 304.

<sup>30</sup> Ebd., S. 60.

<sup>31</sup> Vgl. Lukács: Der historische Roman, S. 40

KS, 119–122). Obwohl er ein leidenschaftlicher Seefahrer ist, wird er nie völlig zum Seeräuber und bewahrt die Moral und das Arbeitsethos des Handwerkers. Störtebeker einerseits und das Schicksal des Namenlosen andererseits zeigen die Ungerechtigkeit und die Gewalt sowohl der Piraten wie der Feudalherren. Der Roman legt nahe, dass beide Seiten im Unrecht sind. Die Handwerker und ehrlichen Seefahrer, zu denen Schiefhals gehört, sind im Gegensatz dazu die Sympatheträger. Doch soziale Spannungen werden mit diesem Moralismus nicht vermittelt. In der Figur Schiefhals kristallisieren sich keine historischen Konflikte zwischen der zerfallenden Feudalgesellschaft und der entstehenden bürgerlichen Ordnung in den Hansestädten. Dennoch ist Lornsens Roman nicht ahistorisch.

Durch die Figur des Seefahrers Schiefhals wird die Aufmerksamkeit auf das heimliche heroische Subjekt des Textes gelenkt: das Schiff. Das Schiff ist das Subjekt, dessen Geschichte erzählt wird. Im Roman geht es in erster Linie nicht um die Geschichte politischer, sozialer oder ökonomischer Konflikte, sondern um die technischen Bedingungen und Entwicklungen der Seefahrt. Die Symbiose zwischen Schiff und Seefahrer und ihre Auseinandersetzung mit dem Meer kreieren eine eigene Welt mit eigenen Regeln, die sich von der gesellschaftlichen Welt absondert. Soziale Fragen spielen keine Rolle, wenn der Wind schlecht steht, felsige Riffe im Kurs liegen oder ein Sturm aufbraust. Auch die Kämpfe mit den dänischen und spanischen Kriegsschiffen, die Kaperung von Handels Schiffen und die Landung in Städten, die geplündert werden, stellen sich immer zuerst als Probleme dar, die nautisch zu bewältigen sind.<sup>32</sup> Die Nautik wird zur reinen Kunst erhoben, während die sozialen und politischen Bedingungen der Seefahrt dabei verdrängt werden. Die politischen und sozialen Implikationen der nordeuropäischen Piraterie des Spätmittelalters erscheinen historisch bedeutungslos. Zwar ist die Piraterie für ehrliche Kaufleute und Schiffer ein Problem und findet auf dem Meer statt, aber sie ist eine moralisch diskreditierte Abnormität. Sie scheint lediglich von unmoralischen Interessen motiviert und steht in einem bloß zufälligen Zusammenhang mit den Ereignissen an Land. Das Problem der Piraterie setzt nicht Land und Meer in Beziehung zueinander. Die Gewalt der gesellschaftlichen Verhältnisse, die mit der Piraterie auf das Meer drängt, wird als Kontamination der Erhabenheit des Meeres und der Reinheit der Begeisterung für Seefahrt dargestellt. Das Meer und das Schiff bleiben von den gesellschaftlichen Konflikten an Land zwar nicht unbehelligt, aber diese werden als Akzidentien weitgehend ausblendet. Damit erweist sich Lornsens Roman als genau entgegengesetzt zu Fontanes Fragment, das die Seite des Meeres vernachlässt.

Der Chronotopos des Romans stellt das Meer des 14. und 15. Jahrhunderts unter der Perspektive seiner technologischen Beherrschbarkeit dar und das Schiff ist das Mittel dazu. Das Problem der politischen Herrschaft wird auf die Aneig-

<sup>32</sup> Eine Ausnahme bildet der Angriff dänischer Soldaten auf die vor der schwedischen Küste festgefrorenen Vitalierschiffe (KS, 88–95). Da die Schiffe manövriertunfähig sind, folgt dieser Kampf nicht den taktischen Manövern der Seekriegsführung.

nung bestimmter nautischer Technologien reduziert. Das zeigt sich am Schluss, wenn die Hamburger ihr Flaggschiff ‚Bunte Kuh‘ aus Flandern anwerben und es heißt, sie hätten „an nichts gespart“ (KS, 162). Durch ihre Finanzkraft kann die Hansestadt es sich leisten, die besten Schiffe und die besten Schiffer auf See zu schicken. Die ökonomischen und politischen Interessen dahinter scheinen klar. Es soll mit der „Seepest“ (KS, 165) aufgeräumt werden, um das Meer zurückzubekommen (vgl. KS, 105), denn: „Wer dem Handel Schaden antat, schädigte auch die Handwerker und Bürger, und wenn es denen schlecht ging, wurde auch den Gesellen und Lehrlingen der Brotkorb höher gehängt“ (KS, 164). Die Piraten scheinen also tatsächlich gegen die ganze Welt zu stehen und vom Bürgermeister bis zum Lehrling scheinen alle Hamburger dasselbe Interesse zu haben. Die sozialen Konflikte und die Bedeutung der Hanse als Machtfaktor in den politischen und ökonomischen Auseinandersetzungen und deren Zusammenhang mit dem Kampf um die Kontrolle der Seewege im Nordeuropa des ausgehenden Mittelalters treten in den Hintergrund. Die Unterordnung der Politik unter die Moral zeigt sich darin, dass in Lornsens Erzählung Vertreter der Hanse als Figuren kaum in Erscheinung treten.

Die topologische Konstellation des Textes setzt mit der Differenz von Land und Meer keine sozialen Widersprüche in Beziehung zueinander. Damit stellt sich in Lornsens Roman die Funktion des Mythos von Störtebeker nicht als erzählerische Bewältigung des Problems von Recht und Gerechtigkeit dar. Durch die Dehorisierung Störtebekers soll sein Mythos abgewickelt werden, dessen sozialhistorische Bedeutsamkeit jedoch verschleiert wird. Stattdessen wird mit seitenlangen Kursbeschreibungen, Beobachtungen von Wetterphänomenen und deren Rolle für die Seefahrt, enthusiastischen Schilderungen der Schiffe, ihrer Bauweise und Segeleigenschaften Schifffahrtsgeschichte erzählt. Das Meer ist hier kein mythischer Raum der Gesetzmöglichkeit mehr, sondern der Raum, in dem sich ein anderer Mythos enthüllt: der Mythos der Seefahrt.

